

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

KARL MAY'S
WERKE

26

**Im Banne
der Rache**

Im Reiche
des Silbernen Löwen
I



KARL-MAY-BUCHEREI
IM VERLAG
CARL UEBERREUTER
WIEN



Inhalt

Gudrun Keindorf	In eigener Sache	1
Rudi Schweikert	Für Hansotto Hatzig	2
Erich Heinemann	Wolfgang Hammer †	3
Wolfgang Hammer	Etwas zur Einschätzung des Spiritismus zur Zeit Karl Mays	5
Frank Werder	<i>Meine eigenhändig geschriebenen Originale bestehen aus 13 000 Quartblättern mit 26 000 vollen Seiten.</i>	6
Johannes Zeilinger	In den Schluchten der Diagnostik	12
Rudi Schweikert	„...und eine Geschichte ist besser, als alles was man sehen kann“. Frühe Blindheit: Literatur und Lebensbeschreibung	20
Dieter Krichbaum	Die letzte noch lebende Zeitzeugin Karl Mays	26
Volker Griesse	Über den Umgang mit Aggression – unter anderem Karl May	27
Hartmut Kühne	Leinefeld ist nicht Leinefelde	36
Michael Dörflinger	Aus einer anderen Ecke: Wilhelm Heinrich Riehl und Karl May (I)	38
Andreas Graf/Gerhard Wiechmann	„Karl May!“ – Wilhelm II. und die Yaqui-Indianer	44
Karl Serden	Mit der Pastrana reisen	48
Wilhelm Brauneder	Die Wiener Lizenzausgabe: Zweite Ergänzung	50
Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz	<i>Der Pfahlmann</i> bei Oxford University Press – Nachtrag	58
Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz	<i>Karl May's Gesammelte Werke</i> und die Ausfuhrzensur der Militärbehörden im Ersten Weltkrieg – Nachtrag	59
Jokubas Skliutauskas	Sommer 1929 – Sommer 1999	60
Gregor Seferens	May auf dem Treck nach Westen	61
Erwin Müller	Hier irrt das Jahrbuch	65
Hans-Dieter Steinmetz	Unbekannter Ausgang der ›Lu-Fritsch-Affäre‹?	66
Herbert Wieser	Neues um Karl May	68

Zu unserem Titelbild

Umschlag der Wiener Lizenzausgabe von Band 26 der Gesammelten Werke mit dem geänderten Titel *Im Banne der Rache* (Bildvorlage: Hans Grunert). Vgl. zu dieser Ausgabe den Aufsatz von Wilhelm Brauneder in diesem Heft.

In eigener Sache

Liebe Leserinnen und Leser,

im Namen der Redaktion der ›Mitteilungen‹ möchte ich mich recht herzlich für das Interesse, die konstruktive Kritik und das Vertrauen bedanken, das Sie uns in Briefen, Telefonaten und persönlichen Gesprächen in Hohenstein-Ernstthal ausgesprochen haben. Wir werten Ihren Zuspruch als Bestätigung, daß wir mit dem neuen ›Gewand‹ der ›Mitteilungen‹ den richtigen Weg beschritten haben, aber selbstverständlich auch als Ansporn, uns alle nur erdenkliche Mühe zu geben, um Ihnen ein möglichst ›perfektes‹ vierteljährliches Lesevergnügen zu bereiten.

Es ist bereits Tradition geworden, daß in den ›Mitteilungen‹, die direkt nach einem Kongreß erscheinen, der Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden seinen Platz findet. Dieser Tradition wollen wir natürlich folgen. Nun hat der vergangene Kongreß in Hohenstein-Ernstthal durch die Neuwahlen und den ›Austausch‹ von drei Vorstandsmitgliedern einen ganz besonderen Stellenwert in der Geschichte der KMG. Dieser Bedeutung wollen wir gerecht werden. Darum wird derzeit ein gesondertes Heft erstellt, in dem die Rechenschaftsberichte des Vorsitzenden und des Schatzmeisters sowie die offiziellen Eröffnungsreden abgedruckt werden. Ergänzt wird das Heft durch Kurzinterviews mit alten und neuen Vorstandsmitgliedern sowie mit einigen Kongreßteilnehmern. ›Der Staffelstab‹ wird als Beilage zu den M-KMG Nr. 123 im März 2000 erscheinen und geht Ihnen mit dessen Auslieferung kostenlos und zusätzlich zu.

Daß wir es uns leisten können, Ihnen ein separates Heft zu liefern, verdanken wir natürlich dem wie immer reichhaltigen Spendenaufkommen dieses Quartals. Daß die ›Mitteilungen‹ regelmäßig erscheinen können, verdanken wir den zahlreichen Autoren und Autorinnen, die uns Ihre Beiträge schicken. In der Hoffnung, daß beides – Spenden und Aufsätze – weiterhin in gewohnter Menge fließt, grüßt Sie

Ihre gk



Für Hansotto Hatzig

Leiser Zuspruch zum Achtzigsten

Ohne Phantasiewelten, ohne Träume wären wir auf Erden verloren. Wohl dem, der den Trost, den sie bei aller Fragwürdigkeit spenden können, sich ein Leben lang zu erlangen bewahrt. Bitterer wird zunehmend zwar alles, immer schwerer lasten die Verluste, und immer schwerer werden sie verschmerzbar. Um so wohltuender dann (wenn es wieder, und sei's nur dann und wann, irgendwie ›geht‹) der verlässliche Trost der Bücher, der flüchtigere Trost der Filme, der Bilder und der Musik.

Wer den frühen, den ersten selbstgewählten und später selten wieder so umfassend tröstend umfangenden Begegnungen mit großangelegten Buchstabenwelten sein ganzes Leben über nicht nur treu zu bleiben vermag, sondern darüber hinaus diesen Welten seine immerwährende Dankbarkeit durch vielfältiges, auch publiziertes Durchdringen und Erhellen bezeugen kann, der hat, abseits des lauten Dauer-Rummels, wohlgetan und geleistet, was wenige zu leisten bereit sind. Zu dem ich hier spreche, er hat es getan und tut es noch, uneigennützig der Sache dienend, mit-helfend, anregend und fördernd.

*



Hansotto Hatzig 1983 auf der KMG-Tagung in Regensburg, eine Szene aus *Das Geldmännle* vortragend (Foto: H. Kühne)

Nein, laute Worte sind nicht angebracht, und so will ich's lieber mit den Worten eines gemeinsamen Freundes halten. Achtzig Jahre „sind zu bedenken, und tue ich's, so wird mir eher bänglich zumute ... Der Brauch, so lauthals öffentlich zu feiern, was doch in Wahrheit des leisesten Zuspruchs, der allerzartest gezeichneten Tröstung bedürfte, geht mir gegen den Strich und ist so bewußtlos und fatal kläglich wie die meisten Riten, mit denen die Gesellschaft sich über ihre hohlen Runden hilft ...“ Hans Wollschläger schrieb's zum Siebzigsten des Malers und Zeichners Eberhard Schlotter vor einigen Jahren und wünschte ihm in resignativer Einsicht und Zuneigung „Glück gegen den Tod“. Was wäre dem noch hinzuzufügen?

Sehr Privates höchstens. Der Dank für zwanzig Jahre, „seit ein Gespräch wir sind“. Und der Wunsch, Hansotto Hatzig möge noch lange für uns dasein.

Rudi Schweikert

Wolfgang Hammer †

„Ein jegliches hat seine Zeit, alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Geboren werden und sterben.“

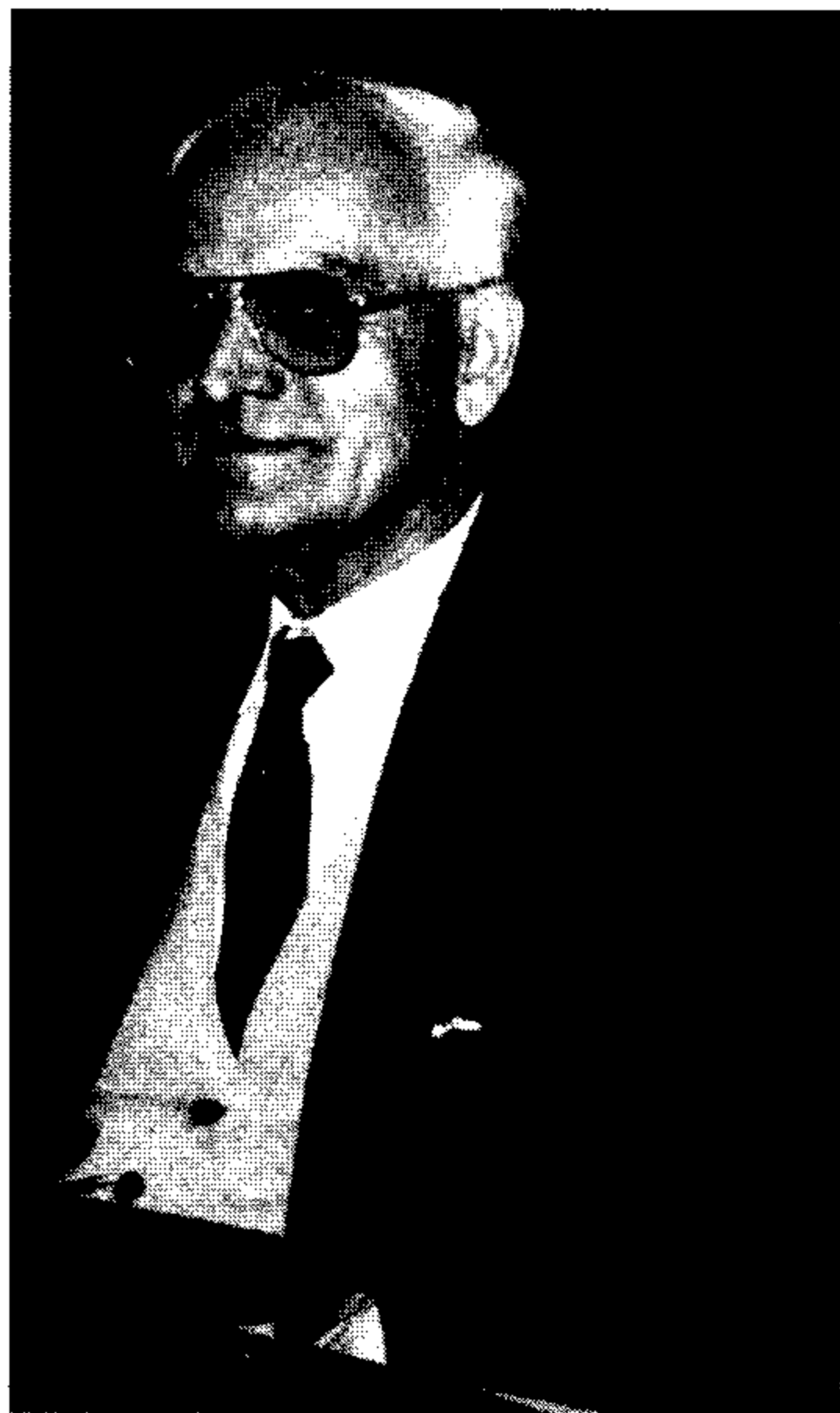
Prediger Salomo

Am 12. September 1999 starb in einem Hildesheimer Krankenhaus, wenige Monate nach Vollendung seines 80. Lebensjahres, unser Mitglied und Mitarbeiter Wolfgang Hammer, Pastor der Evangelisch-methodistischen Kirche. Die Nachricht kam für uns überraschend und machte uns sehr betroffen. Noch im Juni nahm er an der Tagung der Deutschen Gesellschaft zum Studium des Western in Münster teil, wo wir ihn in gewohnter Aktivität und ungeschwächt erlebten. Aber lange schon quälte ihn ein Leiden, das noch in die Zeit seiner fast 20-jährigen Tätigkeit in Afrika, in missionarischem Dienst, zurückreichte und das schließlich die Ursache zu seinem Tode wurde.

Wolfgang Hammer stammte aus einem Pastorenhaus, das auch für sein späteres Leben, für seinen Lebensberuf richtunggebend war. Geboren 1919 im Erzgebirge, wuchs er in Berlin auf, wo sein Vater eine Stelle als Superintendent bekleidete. Nach dem Abitur Kriegsdienst. Teilnahme am Afrikafeldzug. Gefangenschaft in Kanada. Dort autodidaktisch mit dem Theologiestudium begonnen. Sprachbegabt. Nach Beendigung des Studiums in Deutschland war er als Pastor in Berlin, Calw und Pirmasens tätig, bis er 1970 einem Ruf als Religionslehrer nach Zaire folgte und später Direktor der Missionsschule wurde. Auch hier reizte ihn die Sprache; er übersetzte die Lutherbibel in Kisanga und sammelte Kisanga-Märchen, die Kiepenheuer in Leipzig 1989 verlegte.

Eine innere Beziehung zu Karl May aus Kindheitszeiten hatte ihn nie verlassen, und als er von der KMG hörte, trat er ihr sofort bei, in der Absicht, sich mit Karl May, von dem er ahnte, daß sich hinter ihm mehr verbarg als gemeinhin angenommen, in seinem Ruhestand näher zu befassen.

Wir lernten uns, in der gleichen Stadt lebend, bald kennen, besuchten uns gegenseitig, und gern bediente er sich meiner Literatur von und über Karl May, so weit sie ihm fehlte. Im Mitarbeiterkreis hat er aktiv mitgearbeitet, hat Beiträge für die ›Mitteilungen‹ und mehr noch für das Jahrbuch geliefert. In dem Sonderheft 92/1992 ›Bekehrung bei Karl May‹ trat er dem oft anzutreffenden Vorwurf entgegen-



Wolfgang Hammer auf der KMG-Tagung in Dresden 1993 (Foto: H. Kühne)

gen, bei Karl May gebe es keine Charakterentwicklung. Er legte dabei die Betonung auf Bekehrung, die er mit Änderung der sittlichen Gesinnung und Entwicklung gleichsetzte. Sein besonderes Interesse galt den Quellen Karl Mays. Er fand heraus, daß dieser für seine Novelle *Leilet* insbesondere auf Schiller zurückgegriffen habe. Auch in Hauff und Aimard sah er Vorbilder für Karl May. Seine Werkanalysen lieferten der Forschung wertvolle Erkenntnisse. Auch an den ökumenischen Gottesdiensten der KMG beteiligte er sich neben seinen Amtsbrüdern Seybold und Wohlgshaft.

In Gesprächen auf unseren gemeinsamen Bahnfahrten zu den Arbeitstagungen habe ich Pastor Hammer als einen gütigen Menschen kennen- und schätzengelernet, klug und hochgebildet, schlicht und hilfsbereit, als einen würdigen Vertreter seines Standes.

›Die Rache und ihre Überwindung‹, Jahrbuch 1994, war ihm ein wichtiges Anliegen. Karl May mußte, um die Rache zu überwinden, einen konfliktschweren Weg gehen. *Der Ausgang*, sagte Karl May, *ist stets so gut und glücklich gewesen, daß ich in Dankbarkeit die Hände falten [...] mußte*. Wolfgang Hammer schließt mit den Worten: „Möge auch uns dann derselbe Sieg zuteil werden.“

Ihm ist er gewiß zuteil geworden.

Erich Heinemann



Die nachstehende Miszelle ist die letzte Arbeit, die Wolfgang Hammer vor seinem Tod bei der Redaktion eingereicht hatte. Wir veröffentlichen sie hier zu seinem Andenken. (jb)

Wolfgang Hammer †

Etwas zur Einschätzung des Spiritismus zur Zeit Karl Mays

In dem Buch des Pastors und zeitweiligen Anstaltsleiters Gustav Stutzer ›Meine Therese. Aus dem bewegten Leben einer Frau‹ (1841–1916), Konstanz o.J., S. 184ff., fand ich folgenden Bericht, der das Befremden über Karl Mays Begegnung mit dem Spiritismus auf ein vertretbares Maß zurückführen könnte:

„Ein zweifellos bestätigtes Erlebnis in meiner Familie vom Fernsehen über den Ozean hinüber lenkte unsere Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet. Eine Erfahrung in der französischen Schweiz, wo ein älterer Geistlicher jeden Freitagabend eine spiritistische Sitzung mit Geisterberufungen abhielt, gab uns Veranlassung, uns mit der Literatur des Spiritismus eingehend zu beschäftigen. Therese war es, nicht ich, die durchaus dahinterkommen wollte, was daran sei. Jahrelang, in England und auf Reisen, lasen wir die besten Bücher über die Rätsel des Seelenlebens, die bejahenden und verneinenden, von Swedenborg bis Flammarion und Lodge, Wallace, Du Prel, Zöllner, Lombroso, von Schrenk-Notzing usw. Wir waren erstaunt über unsere Unwissenheit. Das Verbot des Moses, ›die Toten zu befragen‹, die Geschichte von der Hexe zu Endor, die Geisterhand in Babylon hatten bis dahin ebensowenig Eindruck auf uns gemacht wie die griechischen Mythen und die Geheimlehren und Taten der indischen Fakire. Die tiefe Seelenmalerei in Hamlet, Macbeth, König Lear erschien uns in einem neuen Licht; besonders aber war es der mystische Zug in Goethe, der Therese vor allem andern fesselte. [...] und als sie dann weiter suchte und mir Auszüge aus seinen Werken aufschrieb, war sie von Goethes sensitivem Naturempfinden ganz hingenommen. Am meisten Eindruck machte ihr seine Aussage über sein Nachtwandeln in den Gesprächen mit Eckermann (März 1830); sein Urteil über die Seherin von Prevorst; die Gedankenübertragung in seinen Abhandlungen zum West-östlichen Divan; sein Fernfühlen des Erdbebens von Messina in seinem Gartenhause zu Weimar 1823. So kam sie schließlich – viel weniger durch Fachschriften als durch Goethe – zu der Überzeugung, daß Hellsehen und Fernsehen, Ahnungen und Visionen, zeitliches Voraussehen und Gedankenübertragung von Geist zu Geist (Telepathie) unleugbare Tatsachen seien. – Auch das Traumleben bekam eine andere Bedeutung für sie. Uns es tat sich sogar für ihr religiöses Sinnen ein Gedankengebiet auf, welches ihr von Jugend her nur in nebelhaften Vorstellungen vorgeschwebt hatte. Doch lehnte sie es auf das allerbestimmteste ab, in solchen, noch unerklärbaren Vorgängen auch nur eine schwache Stütze ihres Glaubens zu sehen. Sie erblickte darin nichts anderes als einen der vielen Beweise für die unergründliche Tiefe des göttlichen Schöpfergedankens und einen Hinweis dafür, daß unser Geist göttlichen Geschlechts sei.“

Frank Werder

***Meine eigenhändig geschriebenen Originale bestehen aus 13 000 Quartblättern mit 26 000 vollen Seiten.*¹**

Eine bislang nicht geklärte Frage in der Werkgeschichte ist die der Bearbeitung der für den Verlag Münchmeyer geschriebenen Kolportageromane. In den Jahren 1882 bis 1887 schrieb Karl May für den Verlag Münchmeyer fünf umfangreiche Lieferungsromane. Ob Teile dieser Romane nicht von May stammen, ist wegen der nicht erhalten gebliebenen Manuskripte nur zu vermuten.² Die Seitenanzahl der Handschriften konnte bisher nur geschätzt werden.

Karl May selbst gibt den Umfang der Handschriften im August 1907 mit *13 000 Quartblättern mit 26 000 vollen Seiten* an. Diese Angabe konnte bislang nicht verifiziert werden. Es gibt jedoch vermutlich auf den Bildbeigaben in zwei Kolportageromanen Hinweise auf die handschriftlichen Manuskripte.

Zunächst ist jedoch die Frage zu klären, auf welche Romane sich die Angabe Mays bezieht. Im 1905 entstandenen *Schundverlag I*³ (S. 339, 350) spricht May von vier Kolportageromanen für Münchmeyer und dem Roman *Die Liebe des Ulanen*, der für den Zeitschriftenabdruck bestimmt war. Die *26 000 vollen Seiten* beziehen sich daher vermutlich nur auf *Waldröschen oder Die Rächerjagd rund um die Erde*; *Der verlorne Sohn, oder Der Fürst des Elends*; *Deutsche Herzen, deutsche Helden* und *Der Weg zum Glück*.



Die Reprints der Kolportageromane *Deutsche Herzen, deutsche Helden* (KMV 1976) und *Der verlorne Sohn, oder Der Fürst des Elends* (Olms 1970) enthalten Bildbeigaben. Neben den Angaben zu den Heften enthalten sechs bzw. zwei Bildbeigaben zusätzlich weitere Zahlen. Wie bei einigen Bildern für die Erzählungen im ›Guten Kameraden‹ dürften diese Zahlen Verweise auf die Original-Manuskripte darstellen⁴. Diese Hinweise finden sich an den folgenden Stellen:

1 Karl May: *Aus dem Lager der May-Gemeinde*. Veröffentlicht im Rahmen von Karl May: ›An die deutsche Presse‹ und andere Flugblätter. Mit Einleitung und Anmerkungen von Ekkehard Bartsch. In: JbKMG 1979, S. 283–285, hier S. 285; vgl. auch die nahezu gleichlautende Angabe Mays im Flugblatt *An die deutsche Presse!*, ebd., S. 307; auch veröffentlicht im Supplement 1 zur HKA, S. 30.

2 Vgl. Ralf Harder: *Karl May und seine Münchmeyer-Romane. Eine Analyse zu Autorschaft und Datierung*. Ubstadt 1996. (= Materialien zur Karl-May-Forschung 19). Harder kommt auf der Grundlage umfassender Text- und Wortvergleiche zu dem Ergebnis, daß die Romane im vollen Umfang von May stammen. (gk)

3 Karl May: *Ein Schundverlag*. In: Karl May: *Ein Schundverlag. Ein Schundverlag und seine Helfershelfer*. Bamberg 1982.

4 Vgl. den Anhang zu Karl May: *Auf fremden Pfaden* (GR XXIII, Reprint KMV 1984), S. A19–A42.



Platz 17

B. 1396

„Guten Morgen, Sennores!“

Bildbeilage zur 57. Lieferung von *Deutsche Herzen*, deutsche Helden mit der vermutlichen Seitenangabe zu Mays Manuskript rechts unter dem Bild.

Heftnummer	Manuskriptseite	Reprintseite (Bild)	Reprintseite (Text)
a) <i>Deutsche Herzen, deutsche Helden</i>			
29, Band I	1.589	680	669
35, Band II	66	824	843
56, Band II	1.340	1.328	1.334
57, Band II	1.390	1.352	1.352
60, Band II	1.573	1.424	1.426
61, Band II	1.612	1.448	1.442
b) <i>Der verlorne Sohn, oder Der Fürst des Elends</i>			
49	419	1.146	1.147
50	483	1.174	1.175

Die Seitenzahlen der Hefte 35 und 57 aus *Deutsche Herzen, deutsche Helden* könnten eventuell auch 56 bzw. 1.396 lauten. Die obige Angabe ist jedoch wahrscheinlicher. Es fällt auf, daß May vermutlich bei der zweiten Abteilung der *Herzen* und bei der dritten Abteilung des *Sohnes* die Numerierung neu begonnen hat. Da sich die meisten Angaben auf die zweite Abteilung der *Herzen* beziehen, bietet sich diese für Vergleiche mit anderen zeitgleich entstandenen Erzählungen an.

Als Grundlage für die Ermittlung des Umfanges der Kolportageromane wurde die HKA gewählt, da diese bis auf kleinere Änderungen nahezu den Text des Reprints bietet und einheitlich gestaltet ist. Zunächst wird aus der Seitenzahl der Manuskriptseite der Umfang in der HKA ermittelt. So entsprechen die 1.589 Seiten des ersten Manuskriptteiles der *Herzen* 901 Seite in der HKA. Zu beachten ist bei dieser Aufstellung, daß die Reprints mit der Seite 1 und die HKA mit der Seite 9 beginnen. Bei Berücksichtigung dieser Angaben kann relativ einfach ermittelt werden, wie viele Handschriftenseiten erforderlich sind, um eine Seite der HKA zu füllen. für die ersten Abteilung ergibt sich ein Faktor von 1,763596 ($= 1.589 / 901$). Eine Seite der HKA sind ca. 1,76 Seiten der Handschrift. Insgesamt ergibt sich das folgende Bild:

a) <i>Deutsche Herzen, deutsche Helden</i>			
Heftnummer	Manuskriptseite	Seitenumfang HKA	Quotient (gerundet)
29, Band I	1.589	901	1,76
35, Band II	66	37	1,78
56, Band II	1.340	702	1,91
57, Band II	1.390	727	1,91
60, Band II	1.573	826	1,90
61, Band II	1.612	847	1,90

Die zweite Abteilung hat einen relativ homogenen Durchschnitt von ca. 1,90. Eine Seite der HKA stellt somit 1,90 Seiten der Handschrift dar. Ein Faktor von ca. 1,92 ergibt sich auch für die 1887 entstandene Erzählung *Der Sohn des Bärenjägers*.



V S. S. 410.

40.

„Miss Starjon ist willkommen!“

Das Manuskript umfaßte 725 Seiten.⁵ In der Ausgabe HKA III.1 umfaßt die Erzählung 378 Seiten. Das ergibt einen Durchschnitt von ca. 1,92.

Für die erste Abteilung von *Deutsche Herzen, deutsche Helden* ergibt sich bei Berücksichtigung des Umrechnungsfaktors 1,76 ein Umfang von 1.942 Manuskriptseiten. Da die Anzahl der Zeilen je Seite im Erstdruck überwiegend 44, teilweise jedoch auch 43 beträgt, habe ich einen einheitlichen Umrechnungsfaktor von 1,90 gewählt, d. h. 1,90 Seiten der Handschrift entsprechen einer Seite der HKA.

Der gesamte Roman stellt sich wie folgt dar:

1. Abteilung:	1.100 HKA-Seiten x 1,90 =	2.090 Handschriftenseiten
2. Abteilung:	1.034 HKA-Seiten x 1,90 =	1.965 Handschriftenseiten
3. Abteilung:	970 HKA-Seiten x 1,90 =	1.843 Handschriftenseiten
4. Abteilung:	412 HKA-Seiten x 1,90 =	783 Handschriftenseiten

Nach dieser Berechnung umfassen die 3.516 Seiten der HKA (3.524 Seiten abzüglich acht Seiten Vorspann) ca. 6.680 Seiten handschriftliches Manuskript.

b) *Der verlorne Sohn, oder Der Fürst des Elends*

Heftnummer	Manuskriptseite	Seitenumfang HKA	Quotient (gerundet)
49	419	245	1,71
50	483	282	1,71

Bei einer Hochrechnung mit dem Faktor 1,71 ergeben die 3.193 Seiten der HKA ca. 5.460 Seiten Manuskript.



Aus den wenigen Hinweisen auf die Originalmanuskripte den jeweiligen Umfang zu berechnen ist schwierig. Erschwerend kommt hinzu, daß die Faktoren sich in einem Bereich von 1,71 bis 1,92 bewegen. Diese Bandbreite ergibt sich aus dem Wesen der Kolportage: Mehr Text bedeutet mehr Hefte, diese mehr Honorar. Durch das ›Zeilenschinden‹ in den Dialogen dürfte hier die Zeilenzahl beinahe 1: 1 betragen (1 Zeile Manuskript = 1 Zeile Druck). Bei längeren erzählenden Passagen hingegen dürfte May in der Handschrift erheblich mehr Zeilen benötigt haben als nachher der Druck ergab. Für einen korrekten Faktor wäre somit das Verhältnis von Dialog-Abschnitten zu erzählenden Textabschnitten zu ermitteln, zu gewichten und bei der Ermittlung des Umrechnungsfaktors zu berücksichtigen.

Da die Lieferungen 56 bis 61 von *Deutsche Herzen, deutsche Helden* mit 272 Seiten einen größeren Textabschnitt mit einem relativ homogenen Faktor darstellen, habe ich mich zur Ermittlung des Umfanges aller Manuskripte für einen Umrechnungsfaktor von 1,90 entschieden. Den Gesamtumfang von *Der Weg zum Glück* habe ich analog zu *Deutsche Herzen, deutsche Helden* geschätzt, da dieser Roman in der HKA noch nicht vollständig erschienen ist; es werden sich also hier noch Abweichungen ergeben.

⁵ Angabe nach ebd., S. A23.

Titel	Seiten der HKA (x 1,90 =)	Manuskriptseiten (gerundet auf volle Seiten)
<i>Der verlorne Sohn</i>	3.193	6.067
<i>Waldröschen</i>	3.795	7.211
<i>Der Weg zum Glück</i>	3.500	6.650
<i>Deutsche Herzen, deutsche Helden</i>	3.516	6.681
Gesamt:	14.004	26.609

Der Gesamtumfang der vier für den Verlag Münchmeyer geschriebenen Kolportageromane kommt somit der Angabe von Karl May, die Romane umfaßten ca. 26.000 Seiten Manuskript, recht nahe.

Der Weg zum Glück (Reprint Olms, Hildesheim-New York 1971) sowie *Waldröschen* (Reprint Olms, Hildesheim-New York 1969, Reprint Edition Leipzig 1988–1989) enthalten keine Hinweise auf den Bildbeilagen. Vielleicht hat der eine oder andere Sammler jedoch Originalexemplare, in denen auf den Bildbeilagen weitere Hinweise auf die Handschrift von Karl May enthalten sind. Für diesbezügliche Mitteilungen wäre ich dankbar.

Sollte meine Vermutung bezüglich der Manuskriptbezüge zutreffen, ergibt sich eventuell auch eine weitere Möglichkeit für die Datierung von Auflagen. Seitenzahlen auf den Bildbeigaben, die auf die Handschrift verweisen, wurden beim Austausch der Bilder bzw. bei Neuauflagen vermutlich gestrichen bzw. verweisen nun auf Seiten des gedruckten Exemplares. Je mehr Hinweise auf das Manuskript enthalten sind, desto älter dürfte die Ausgabe sein.

Für Hinweise und Korrekturvorschläge bin ich Ralf Harder (Kamen) und Wolfgang Hermesmeier (Berlin) dankbar.



Berichtigung zu Nr. 119

Im Beitrag ›Karl Mays Blindheit‹ von William E. Thomas (M-KMG 119/1999, S. 46–50) muß es im dritten Absatz korrekt heißen (Berichtigung in Fettdruck): „Wollschläger nannte ›Ophtalmia pustularis‹, eine perinatale **(den Zeitraum zwischen der 6. Woche vor und der 6. Woche nach der Entbindung betreffende)** Augeninfektion, als den Grund für Karl Mays Erblindung in der Kindheit. (jb)

Johannes Zeilinger

In den Schluchten der Diagnostik

Arbeiten aus der Feder von medizinisch ausgebildeten Autoren zur Person Karl Mays waren bei der Überfülle einer Sekundärliteratur, die an Seitenumfang das immense literarische Werk Mays inzwischen wohl weit übertroffen hat, bisher eher Raritäten, und wurden, wie die erste medizinische Dissertation Asbachs, von der etablierten May-Forschung oft als Kuriositäten¹ betrachtet. Da also „das Thema ›Karl May und die Medizin‹ bei weitem als noch nicht abgeschlossen angesehen werden“² kann, ist es recht erfreulich, wenn in den ›Mitteilungen der KMG‹ nun zu diesem Themenkomplex Veröffentlichungen aus berufener, aus ärztlicher Sicht erschienen sind.

William E. Thomas hat als Mediziner in bisher drei Arbeiten Stellung zu den wichtigsten und interessantesten Fragen der Pathographie Mays genommen, hat – allerdings ohne die bisherigen Forschungen zu diesem Komplex auszuwerten oder zu diskutieren – Antworten zu so schwierigen und heiklen Fragen wie der Psychodiagnostik Mays, seiner frühkindlichen Erblindung und seiner letzten Erkrankung wie Todesursache gefunden. Für einen medizinischen Laien sind solche Diskussionen eher schwierig zu beurteilen, um so nötiger daher, ebenfalls aus medizinischer Sicht, diese Arbeiten kritisch und doch allgemeinverständlich zu resümieren, und – wenn nötig – auch kontrovers zu beurteilen.

1. Karl May would have been found NOT GUILTY³

In einem eher knappen Leserbrief stellt Thomas die Diagnose, May habe während seiner sog. Kriminalitätsphase an einer dissoziativen Identitätsstörung (Dissociative Identity Disorder) gelitten, von der er sich allerdings vollständig erholt hatte, und so könne er aus heutiger psychiatrischer Sicht für all seine Straftaten nicht mehr verantwortlich gemacht werden. Dabei beruft sich Thomas auf das diagnostische und statistische Handbuch der Amerikanischen Psychiatrischen Gesellschaft in seiner vierten Ausgabe (DSM-IV)⁴, ohne allerdings diese Kriterien dieser Identitätsstörung wiederzugeben.

Daher sollten hier erst einmal die wichtigsten diagnostischen Kriterien der „Dissociative Identity Disorder – formerly Multiple Personality Disorder“ (DSM-IV 300.14)⁵ angeführt werden:

-
- 1 Helmut Schmiedt: Kritik und Rezeption Karl Mays. In: Karl-May-Handbuch, hg. von Gert Ueding, Stuttgart 1987, S. 629.
 - 2 Susanne Kohl, Gerhard Kohl: Exemplarisches zur Vermittlung von medizinischen Kenntnissen. In: Karl May und Österreich, hg. von Wilhelm Brauner, Husum 1996, S. 363.
 - 3 William E. Thomas: Karl May would have been found NOT GUILTY. In: KMG-N 118/1998, S. 42–43.
 - 4 Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, 4th Edition (DSM-IV), hg. von der American Psychiatric Association, Washington 1994.
 - 5 DSM-IV, S. 487.

- A. The presence of two or more distinct identities or personality states
- B. At least two of these identities or personality states recurrently take control of the person's behavior.

Grundlegendes Merkmal einer solchen Störung, die in der bei uns üblichen Klassifikation der WHO (Weltgesundheits-Organisation)⁶ unter der Gruppe der „sonstigen dissoziativen Störungen“ (F 44.8) den Namen „multiple Persönlichkeitsstörung“ (F 44.81) trägt, ist das offensichtliche Vorhandensein von zwei oder mehr Persönlichkeiten in einem Individuum. Dabei ist jeweils nur eine Persönlichkeit sichtbar und übernimmt dann die Kontrolle über den betreffenden Menschen. Jede dieser Persönlichkeiten ist vollständig, hat eigene Erinnerungen, Verhaltensweisen und Vorlieben. Keine dieser Persönlichkeiten hat allerdings Zugang zur anderen, weiß also nichts von der Existenz eines quasi anderen Individuums in dem gleichen Körper. Sogar testpsychologisch können diese verschiedenen Persönlichkeiten in einem Menschen voneinander abgegrenzt werden. Die Frage, ob solche ›multiplen Persönlichkeiten‹ überhaupt existieren, oder ob sie iatrogen verursacht sind, also im Rahmen einer fehlerhaft geleiteten Psychotherapie entstehen, wird z. Z. von psychologischen und psychiatrischen Fachleuten kontrovers diskutiert. Das von May während seiner sog. Kriminalitätsphase benützte Rollenspiel aber war – neben einer demonstrativen Überhöhung der eigenen Person – in der Methodik dieser Straftaten begründet und dazu wahrscheinlich auch Ausdruck einer psychischen Störung, hat allerdings mit der Problematik einer ›multiplen Persönlichkeit‹ nichts gemeinsam.

Aber auf dieses Rollenspiel geht Thomas gar nicht ein. Als einzige Quelle für eine solche Symptomatologie gibt er eine Passage aus Mays Autobiographie an. In einer sehr sorgfältigen synoptischen Gegenüberstellung von Passagen der Autobiographie, die Mays Geistes- und Seelenzustand während der sog. Kriminalitätsphase beschreiben, und dem damaligen psychiatrischen Standardwert von Griesinger, das sich in Mays Bibliothek befand, hat Plaul beweiskräftige Indizien geliefert, daß May bei diesen Schilderungen fast wörtlich auf Formulierungen Griesingers zurückgriff. „Zu den vieldiskutierten Schilderungen der Selbstbiographie gehören besonders die ausführlichen Schilderungen Mays über seine seelische Zuständlichkeit bei der Vorbereitung und Durchführung seiner Straftaten. Die erst in den letzten Jahren gelungene Wiederentdeckung von Dokumenten über jene Verfehlungen lassen allerdings die ›Authentizität‹ dieser ›Schilderung‹ mit Recht zumindest ›problematisch‹ erscheinen“.⁷ Wir wissen, daß May seine Autobiographie in apologetischer Absicht verfaßte und seine Straftaten so beschrieb, daß er einerseits persönliche Verantwortung dafür abstreiten wollte, andererseits auch peinlich bemüht war, nicht als geisteskrank zu gelten. Als alleiniges Material also, noch dazu in der Kürze wie bei Thomas geschehen, kann Mays Autobiographie sicher nicht ausrei-

6 WHO: Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F). Klinisch-diagnostische Leitlinien. Bern u. a. 1993, S. 182.

7 Hainer Plaul: Anmerkungen zu: Karl May: *Mein Leben und Streben*. Hildesheim 1982, S. 521.

chen, um daraus nun diagnostische Rückschlüsse über eine etwaige psychische Erkrankung des Autors zu stellen.

2. Karl Mays Blindheit⁸

Die Quellenlage über Mays frühkindliche Blindheit ist karg, sie stützt sich ausschließlich auf Mays eigene Angaben in seiner Autobiographie. Sie trat demnach kurz nach der Geburt auf, führte zu einem vollständigen Verlust der Sehkraft und wurde im fünften Lebensjahr in Dresden von medizinischen Lehrern der Mutter Mays vollständig geheilt. Bei der differentialdiagnostischen Suche nach der Ursache dieser Erkrankung müssen diese drei Kriterien erfüllt werden, es muß sich also um eine erworbene Erkrankung gehandelt haben, die zu einer kompletten Blindheit geführt hat und die mit den diagnostischen und therapeutischen Mitteln, die der medizinischen Wissenschaft in der Mitte des letzten Jahrhunderts zur Verfügung standen, so geheilt werden konnte, daß die Sehkraft ohne Einschränkungen wieder hergestellt wurde.

Von Asbach wurde in seiner Dissertation⁹ als wahrscheinliche Erblindungsursache der sog. Schichtstar angeführt (freilich eine angeborene Erkrankung), Wollschläger dagegen führte eine entzündliche, also auch z. B. durch mangelnde Hygiene erworbene Erkrankung, wie die Ophtalmia neonatorum oder die Keratokonjunktivitis phlyctaenulosa, als mögliche Ursache der Erblindung an.¹⁰ Für Thomas scheint nun „Vitamin-A Mangel mit daraus resultierender Xerophthalmie [...] die annehmbarste Erklärung“ für Mays Blindheit zu sein.

Diese Hypothese liest sich zunächst recht attraktiv, da in der Tat heute weltweit diese Erkrankung die Hauptursache für Erblindungen darstellt. Diese Krankheit tritt aber nicht isoliert auf, sondern in sog. ›risk regions‹, in Gebieten also, in denen Vitamin-A-Mangel durch sozio-ökonomische Faktoren endemisch ist.¹¹ Diese Gebiete liegen in Ländern der 3. Welt, vorwiegend in Afrika und Asien. In Deutschland und Europa existiert diese Erkrankung nicht mehr, und es scheint, daß auch zur Zeit der Geburt Mays diese Erblindungsursache eine Rarität darstellte. In einer 1996 erschienenen Arbeit¹² werden alle in Deutschland je erschienenen Arbeiten mit epidemiologischen Angaben zur Genese von Erblindungen analysiert, die älteste Untersuchung stammt dabei aus dem Jahr 1839. Als relevante Ursache von Erblindungen taucht die Xerophthalmie dabei nicht auf. In der umfangreichsten und genauesten Untersuchung, die im vergangenen Jahrhundert in Deutschland über einen Zeitraum

8 William E. Thomas: Karl Mays Blindheit. In: M-KMG 119/999, S. 46–50.

9 Gerd Asbach: Die Medizin in Karl Mays Amerika-Bänden. Med. Dissertation. Düsseldorf 1972, S. 13.

10 Hans Wollschläger: „Die sogenannte Spaltung des menschlichen Innern, ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt.“ Materialien zu einer Charakteranalyse Karl Mays. In: Jb-KMG 1972/73. Hamburg 1972, S. 25.

11 Hierzu zwei gutverständliche Publikationen der WHO: A. Sommer: Vitamin A Deficiency and its Consequences, Genf ³1995, und: Prevention of Childhood Blindness, Genf 1992.

12 H. G. Krumpaszky und V. Klauß: Epidemiology of Blindness and Eye Disease. In: Ophtalmologica 210/1996, S. 1–84.

von 10 Jahren durchgeführt wurde, wertete Magnus 2528 Fälle von doppelseitiger Blindheit aus.¹³ Dabei unterschied er insgesamt 52 verschiedene Erblindungsursachen, die Xerophthalmie taucht hier nicht auf.

Zum besseren Verständnis der folgenden Diskussion, die für medizinische Laien nicht immer leicht verständlich ist, soll zunächst kurz die Wirkung von Vitamin-A-Mangel auf das Sehorgan skizziert werden.¹⁴ Dabei nun sind zwei pathogenetisch ganz unterschiedliche Ansatzpunkte zu beachten. Die erste Schädigung betrifft Zellen der Netzhaut, der Retina. Dort wandeln zwei unterschiedliche Zelltypen, die sog. Photorezeptoren, über eine photochemische Transformation die optischen Informationen in elektrische Signale um. Dies sind die sog. Stäbchen, verantwortlich für das Hell-Dunkel-Sehen, und die Zapfen, verantwortlich für das Farbsehen. In den Stäbchen ist die Funktion dieser Transformation an einen Farbstoff, den sog. Sehpurpur, den Rhodopsin, gebunden. Bei einem Vitamin-A-Mangel kommt es daher zunächst zu einer Störung des Hell-Dunkel-Sehens, im ausgeprägten Falle zu einer Nachtblindheit. Diese Erkrankung kann durch Vitamin-A-Gabe wieder rückgängig gemacht werden, ohne daß eine bleibende Störung persistiert. Erst bei längerem Vitamin-A-Mangel tritt dann ein zweiter, ganz anderer Effekt ein, nun trocknen die Deckzellen der Binde- und Hornhaut aus, es entsteht die Xerosis conjunctivae, wörtlich etwa ›Austrocknung‹ der Binde-, dann auch der Hornhaut, der Kornea. Wird hier nun keine Substitution von Vitamin A verabreicht, kommt es zur Geschwürbildung und – meist in Verbindung mit einer bakteriellen Infektion – zur Zerstörung der Hornhaut, zur Keratomalazie. Dies ist der nun eigentliche pathogene Faktor der Erblindung, denn nun ist die Hornhaut, das optische Fenster des Auges zerstört und somit lichtundurchlässig. Dieser Zustand aber ist nicht mehr reversibel; einzig eine Keratoplastik, eine Hornhauttransplantation könnte hier noch helfen, für die betroffenen Kinder in der Dritten Welt allerdings keine realistische Perspektive.

Daher kann die Xerophthalmie als Ursache für Mays Erblindung, die ja zudem vier Jahre bestanden haben soll, eindeutig ausgeschlossen werden: denn eine medizinisch einigermaßen seriöse Diskussion der Erblindung Mays muß auch über deren Heilung berichten können, und diese Heilung war, zumal Mitte des letzten Jahrhunderts, völlig unmöglich.

In einer ergänzenden Veröffentlichung, nachlesbar in den Internetseiten der Karl-May-Stiftung, hat Thomas nun seine Diagnostik etwas modifiziert und eine leichte Form der Xerophthalmie als Beschreibung von Mays frühkindlicher Blindheit gewählt, bei der die Hornhaut nicht geschädigt wurde. Dann hätte aber definitionsgemäß auch keine Blindheit eintreten können, insofern ist das Beharren von Thomas auf diesem Terminus schlicht unsinnig, oder freundlicher ausgedrückt: irreführend.

13 H. Magnus: Die Blindheit, ihre Entstehung und Verhütung. Breslau 1883.

14 Genauere Angaben in den gängigen ophtalmologischen Lehrbüchern, z. B.: F. Hollwich: Augenheilkunde. Stuttgart¹¹ 1988. – Grundsätzliches zu Erkrankungen bei Kindern in: H. J. Küchle und H. Busse: Augenerkrankungen im Kindesalter. Stuttgart 1985.

Da also keine Hornhautschädigung bei May vorgelegen hatte, kann der Vitamin-A-Mangel nur über eine Schädigung der Sehpurpurbildung der Stäbchen zu der Störung des Dämmerungssehens und zu der Nachtblindheit geführt haben. Diese Störung wird als Hemeralopie bezeichnet. Von der Wortbildung her eigentlich korrekterweise eine Bezeichnung für Tagesblindheit, hat sich der Name als „im medizinischen Sprachgebrauch fälschlicherweise übliche Bezeichnung für Nachtblindheit (starke Verminderung der Sehkraft des Auges bei dämmerigem Licht oder bei plötzlichem Hell-dunkel-Übergang)“¹⁵ etabliert. Im englischen Schrifttum wird für diese Störung der präzisere Name ›Nyctalopia‹, wörtlich: ›Nachtblindheit‹, verwendet. Diese unglückliche Sprachverwirrung hat nun Thomas dazu verleitet, beide Termini auf May anzuwenden, ihm also Tages- wie auch Nachtblindheit anzudagnostizieren. Nun, ein Vitamin-A-Defizit verursacht aber – wie dargelegt – eben hier nur eine Störung des Dämmerungssehens, und damit bleibt aber tagsüber der normale Sehsinn erhalten. Eine Tagesblindheit, die durch Vitamin-A-Mangel hervorgerufen wird und bei May bestanden haben soll, gibt es schlicht und einfach nicht. Die bloße Störung des Dämmerungssehens, egal ob Hemeralopie oder Nyctalopie genannt, erfüllt in keiner Weise Mays Beschreibung seiner Erblindung: Ich sah nichts. Es gab für mich weder Formen noch Farben, weder Orte noch Ortsveränderungen.¹⁶ Auch in seiner modifizierten Arbeit kann Thomas keine medizinisch haltbare Erklärung dieser Blindheit geben.

Auch die Behauptung von Thomas, es „ist bekannt, daß Karl May nicht zum Militärdienst eingezogen worden war aufgrund seiner schlechten Sehkraft“, ist Ergebnis einer oberflächlichen Recherche. Thomas bezieht sich hier in seiner Literaturangabe auf Wohlgshaft, der in seiner May-Biographie dies als Möglichkeit erwähnt: „Der Bataillonsarzt Dr. Horn erkannte, vermutlich wegen der Kurzsichtigkeit Karl Mays, auf ›Untüchtigkeit‹“.¹⁷ Wohlgshaft beruft sich bei dieser Aussage auf Pauls Untersuchungen¹⁸, bei denen nun von einer Kurzsichtigkeit (oder Sehschwäche) als Ursache der Wehruntüchtigkeit keine Rede mehr ist, und Paul wiederum zitiert hier Forst-Battaglia¹⁹, der eine Abschrift aus der Handtabelle der Strafanstalt Zwickau veröffentlicht hat, die bei Carl Friedrich May in der Rubrik Militärpflicht lakonisch vermerkt „untauglich“. Das ist unser Wissensstand, der Rest ist Konfabulation.

3. Karl Mays letzte Erkrankung und Todesursache²⁰

Ein Vergleich der Portraitphotos Mays läßt in den Jahren 1905 bis zum Tode 1912 in der Tat einen rapiden Alterungsprozeß erkennen und einen beschleunigten Ver-

15 Duden-Wörterbuch medizinischer Fachausdrücke. Stuttgart ⁴1985, Stichwort „Hemeralopie“.

16 LuS, S. 31.

17 Hermann Wohlgshaft: Große Karl May Biographie. Paderborn 1994, S. 83.

18 Hainer Plaul: Auf fremden Pfaden. In: Jb-KMG. Hamburg 1971, S. 148.

19 Otto Forst-Battaglia: Karl May – Ein Leben, ein Traum. Zürich u. a. 1931, S. 13.

20 William E. Thomas: Karl Mays letzte Erkrankung und Todesursache. In: M-KMG 120/1999, S. 4–15.

fall der körperlichen Kräfte vermuten. Diese Beobachtung wurde natürlich in zahlreichen Veröffentlichungen beschrieben, zumeist aber als Folge der zermürbenden, ja auf psychische wie physische Vernichtung zielende Attacken sowohl von Lebius als auch Teilen einer schon damals sensationslüsternen Presse gedeutet. Eine ganz andere Ursache einer solchen vorzeitigen Alterung hätte aber sicher auch eine konsumierende Tumorerkrankung sein können, von deren Existenz weder Hinweise noch Beweise existieren, die aber genauso wenig ausgeschlossen wie angenommen werden kann. Sie wäre sicher bei der differentialdiagnostischen Diskussion eine legitime, aber eben nur eine von vielen möglichen Ursachen des körperlichen Verfalls Mays, und bedarf somit einer sauberen argumentativen und sachlichen Untermauerung.

Ohne Zweifel ist Nikotingenuß der wichtigste Risikofaktor für das Entstehen einer malignen Atemwegserkrankung. Die allermeisten Arbeiten, die einen hochsignifikanten Bezug zwischen Rauchen und der Inzidenz einer Karzinomentstehung beweisen, betreffen allerdings das Inhalieren von Zigarettenrauch. Karl May war aber Zigarrenraucher, hatte zudem bereits 1899 dem Nikotingenuß entsagt²¹ (und war somit nicht, wie Thomas schreibt, „lebenslanger Raucher“). Um nun ein Risiko der Mayschen Zigarrenraucherei auf das mögliche Entstehen eines späteren Lungenkrebses einzuschätzen, müssen zunächst epidemiologische Studien über die gesundheitlichen Folgen von Zigarrenrauchen zitiert werden. Danach müßten präzisere Angaben über die Rauchgewohnheiten Mays gemacht werden (Was? Wieviel? Wie? Wie lange?) Nur wenn diese Details annähernd geklärt sind, kann eine einigermaßen verlässliche Risikobewertung unternommen werden. Dazu müssen noch Co-Risikofaktoren wie Alkoholgenuß mitberücksichtigt werden. Die aktuellste und bisher umfangreichste saubere Studie über Wirkungen von Zigarrenrauchen²² zeigt die Evidenz eines ›dose-response effect‹, einer Dosis-Wirkung-Relation also, und schließt lakonisch: „[...] regular cigar smoking can increase the risk of [...] cancers of the upper aerodigestive tract and lung.“ Ganz sicher also müssen wir Mays zeitweiliges Zigarrrauchen als Risikofaktor für die Entstehung eines fiktiven Bronchialkarzinoms deutlich vorsichtiger bewerten als von Thomas behauptet, und: Während der letzten zwölf Jahre seines Lebens war May Nichtraucher! Fast überflüssig zu erwähnen, daß in diesem Zusammenhang die Tätigkeit Mays als Zigarrenmacher während seiner Haftzeit in Waldenburg ohne Belang ist.

Genauso ohne Relevanz ist der Ausflug in die pharmakologische Schmerztherapeutik des Beginns unseres Jahrhunderts. Er soll aber – *semper aliquid haeret* – die doch recht gewagte These verfestigen, bei der letzten Rede im Sofiensaal habe May zu einer Herointablette greifen müssen. Vielleicht war es nur – mindestens genauso wahrscheinlich – eine Salmiakpastille oder ein Pfefferminzbonbon? In einer halbwegs seriösen Untersuchung sollten solche Ausflüge ins Reich der Phantasie unterlassen werden.

21 Hans Wollschläger: Karl May. Reinbek 1965, S. 80.

22 C. Iribarren u. a.: Effect of Cigar Smoking on the Risk of Cardiovascular Disease, Chronic Obstructive Pulmonary Disease, and Cancer in Men. In: The New England Journal of Medicine. June 1999, Vol. 340, No. 23, S. 1773–1780.

Alle Spekulationen auch über Mays Gesundheitszustand und Erkrankungen der letzten Lebensjahre leiden ja daran, daß sog. ›harte‹ medizinische Fakten, also ärztliche Konsiliargutachten, Krankenhausberichte, Auszüge aus Krankenakten, erhaltene Rezepturen etc., völlig fehlen, die uns präzise diagnostische Hinweise für die damals behandelten Krankheiten geben könnten. Die zitierten Atteste²³ sind im medizinischen Sinne ja keine Gutachten, sie hatten den einzigen Zweck, May eine gewisse Rückendeckung in seinen juristischen Auseinandersetzungen zu geben. Natürlich enthalten sie Indizien, wie z. B. das Vorliegen eines „Nervenleidens“; aber schon hinter dieser unspezifischen Bezeichnung können sich ganz unterschiedliche neurologische wie psychiatrische Krankheitsbilder verbergen, von deren tatsächlichen Existenz wir keine weiteren diagnostischen Hinweise kennen. So dürfen Spekulationen, die auf solchen ›weichen‹ Fakten basieren, allenfalls als Hypothesen gewertet werden und müssen als solche gekennzeichnet werden.

In dem Versuch aber, die von May und in ärztlichen Attesten erwähnten „Nervenschmerzen“ als Ausdruck eines Tumorwachstums zu deuten, unterläuft Thomas allerdings ein substantieller Fehler. Ein – wie von Thomas angenommen – in der Lungenspitze gelegenes Bronchialkarzinom (ein sog. ›Pancoast-Tumor‹) kann natürlich durch sein infiltratives Wachstum die Lungengrenzen überschreiten und das nahegelegene Armnervengeflecht, den Plexus brachialis, irritieren und im weiteren Wachstum schädigen.²⁴ Dieses Armnervengeflecht besteht allerdings aus sensiblen Nervenfasern, die also Empfindungsimpulse nach zentral melden, und aus motorischen Fasern, die Bewegungsbefehle nach peripher leiten. Eine Schädigung dieses Nervengeflechtes bedeutet also immer, daß beide Qualitäten, sensorische wie motorische, betroffen sind. Wären also die von May in seiner Autobiographie beklagten Nervenschmerzen durch eine Tumordinfiltration dieses Nervenplexus verursacht gewesen, wie Thomas zur Diskussion stellt, hätte sich auch gleichzeitig eine motorische Funktionseinschränkung der schmerzenden oberen Extremität ausbilden müssen. Die Autobiographie erschien 1910, die geschilderten Nervenschmerzen stammen also maximal aus dem Jahr 1909; vorausgesetzt, ein infiltratives Wachstum eines Bronchialtumors hätte dieses Schmerzsyndrom verursacht, so hätte in den folgenden zwei, drei Jahren auch eine zunehmende Einschränkung der motorischen Qualitäten dieser Extremität bemerkbar sein müssen, also eine zunehmende Lähmung des betroffenen Armes, eine Verschmächtigung der Muskulatur bis hin zu einer Verkrüppelung der befallenen Extremität. Und dies wäre ganz sicher dem Auditorium in den Sofiensälen in Wien nicht unbemerkt geblieben und den anwesenden Journalisten eine entsprechende Erwähnung wert gewesen.

Ähnlich verhält es sich mit dem der Beschreibung der Hornerischen Trias (die übrigens 1910 schon Bestandteil der medizinischen Terminologie war) in der Beweisführung des fiktiven Bronchialkarzinoms Mays. Hätte May tatsächlich an einem

23 z. B. Dr. Mickel in Manfred Hecker: Karl Mays Kuraufenthalt 1911. In: M-KMG 44/1980, S. 10.

24 Ausführliches zu dem Thema z. B. in: Innere Medizin in Praxis und Klinik. Hg. von H. Hornbostel, W. Kaufmann und W. Siegenthaler. Bd. 1: Herz, Gefäße, Atmungsorgane, Endokrines System. Stuttgart 1973.

bösartigen Tumor in einer Lungenspitze gelitten, so hätte in der Tat durch die Schädigung des Sympaticus-Nervengeflechtes an dieser Seite, also ipsilateral, dieser Symptomenkomplex auftreten können, also Herabfallen des Oberlides, Einsinken des Augapfels und Verengung der Pupille. Da ein Bronchialkarzinom nie symmetrisch wächst, zeigt sich hier der Horner nur einseitig; bei May hätte diese Symptomatologie nur in einer Gesichtshälfte auftreten dürfen. Das als Beweis angeführte Photo läßt nun in der Tat die Deutung eines linksseitigen Horner-Syndroms erkennen, das rechte Auge liegt allerdings zu sehr im Schatten, um im Vergleich die notwendige Asymmetrie als Beweis eines Horner-Syndroms zuzulassen. Andere Photos aus den letzten Lebensmonaten lassen allerdings die notwendige Asymmetrie vermissen. Gesetzt den hypothetischen Fall, May hätte tatsächlich an einem linksseitigen Horner-Syndrom gelitten (verursacht durch ein Bronchialkarzinom der linken Lungenspitze), so hätte die oben erwähnte Nervenplexusschädigung auch den linken Arm betreffen müssen. Auf den letzten erhaltenen Photos Mays, aufgenommen am 22.3.1912²⁵, ist allerdings keine gravierende Gebrauchseinschränkung dieses Armes zu sehen; auf einem Photo hält er in der Linken einen Hut. Hätte aber die Plexusschädigung den rechten Arm betroffen (wäre der Tumor also in der rechten Lungenspitze gelegen), hätte May den (wiederum bei Klußmeier/Plaul auf S. 272 in Faksimile abgebildeten) Brief an Fehsenfeld nicht schreiben können, ganz sicher nicht in der regelmäßigen und im Vergleich mit früheren Schriftproben voll erhalten flüssigen Schriftführung.

Eine letzte, nur kurze Bemerkung dazu. Im Jahr 1911 hatte sich, anders als Thomas vermutet, sehr wohl die Röntgenuntersuchung des Brustkorbes zur Diagnostik von Erkrankungen der Thoraxorgane etabliert.²⁶ Schwer vorstellbar also, daß Dr. Mikkel gerade seinem berühmten Patienten Karl May diese revolutionäre diagnostische Neuerung nicht empfohlen haben mag.

Für das Vorliegen eines Bronchialkarzinoms bei Karl May als „Krankheit oder Gesundheitszustand, der direkt zum Tode geführt hat“ gibt es also weder vage noch verlässliche Indizien. Und so ist auch der „pathologische Befund“ zum Zeitpunkt seines Todes, „Metastasen in der Lunge“ und „Kachexie“ ein reines Phantasieprodukt. Schließlich wurde May acht Tage vor seinem Tod von einem Augenzeugen als „trotz seiner siebzig Jahre rüstig“²⁷ beschrieben; dies paßt auf gar keinen Fall zu der Diagnose einer Kachexie, zu Deutsch: Auszehrung. Diese Diagnose wäre mehr als zehn Jahre zuvor, in der quälenden Endphase der Ehe mit Emma May, aber eher angebracht gewesen. May war damals „fast zum Skelett abgemagert, konnte kaum noch gehen, und von der Arbeit war auch kaum die Rede.“²⁸

25 Veröffentlicht u. a. bei: Gerhard Klußmeier/Hainer Plaul: Karl May – Biographie in Dokumenten und Bildern. Neue Ausgabe. Hildesheim u. a., 1992, S. 273 u. S. 276.

26 Real-Encyclopädie der gesamten Heilkunde. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Ärzte. XX. Band. Berlin, Wien 1909, S. 448–479.

27 Wohlgshaft, S. 589.

28 Wollschläger: Karl May, S. 86.

4. Fazit

Spekulationen über Mays letzte Erkrankung und seine Todesursache, wie auch über seine Blindheit oder Psychopathologie können sicherlich legitim sein. Werden sie aber geführt, müssen sie sich an begründete und wohlgewählte Indizien halten. Das bloße Jonglieren allerdings von medizinischen Begriffen oder Tatsachen und vor allem die Beschränkung auf Teilwahrheiten können nur bei medizinischen Laien den trügerischen Eindruck einer geordneten Beweisführung erwecken, diese muß sich aber, und das ist eben in Wissenschaften jeder Couleur üblich, zunächst der Kritik von Kollegen des gleichen Fachs stellen können. Und hier hat, bei allem Respekt vor den diagnostischen Leistungen von Herrn Kollegen Thomas, sein manchmal zu phantasievoller wie zu oberflächlicher Umgang mit medizinischen Details einen Kommentar dieser Ausführungen notwendig gemacht.



Rudi Schweikert

„... und eine Geschichte ist besser, als alles was man sehen kann“.

Frühe Blindheit: Literatur und Lebensbeschreibung

Zur Selbststilisierung Karl Mays anhand von August Lafontaines Roman ›Tinchen, oder die Männerprobe‹

Immer noch

gilt für Karl Mays Erblindung während seiner ersten vier Lebensjahre sein Selbstzeugnis in der späten Autobiographie *Mein Leben und Streben* (S. 16, 20) als alleiniger Bürge. Dokumentarische Belege für den Sachverhalt einer frühkindlichen Blindheit gibt es nicht. Wohl aber waren solche Fälle gerade unter jenen ärmlichen Bedingungen, wie sie in Mays Elternhaus herrschten, verbreitet.¹ Eine Nichte Karl Mays, Ella Langer, bestätigte 1970 im Alter von 92 Jahren dieses Gebrechen bei ihm.² Als sie geboren wurde, war May 36 Jahre alt. Das Ereignis – wenn es denn eines gewesen ist – lag damals bereits eine Generation zurück.

1 Vgl. Hainer Pauls Kommentar dazu; LuS, S. 333.

2 Im Gespräch mit Hainer Paul; vgl. derselbe: Der Sohn des Webers. Über Karl Mays erste Kindheitsjahre 1842–1848. In: JbKMG 1979, S. 91.

Widersprüchliches

Wirklich stichhaltige Indizien sind dies nicht. Eine Prüfung von Mays autobiographischem Text ergibt zudem Widersprüchliches. Zunächst schreibt May: *Sobald ich in die Hand eines tüchtigen Arztes kam, kehrte mir das Augenlicht wieder [...]*. (LuS, S. 16) Vier Seiten später hat sich der eine anonyme Arzt zu zwei Professoren der Gynäkologie gemausert: Mays Mutter habe während ihrer Ausbildung zur Hebamme *durch ihren Fleiß und ihr stilles, tieferntes Wesen das Wohlwollen der beiden Professoren Grenzer und Haase erworben und ihnen von mir, ihrem elenden, erblindeten und seelisch doch so regsamen Knaben erzählt. Sie war aufgefordert worden, mich nach Dresden zu bringen, um von den beiden Herren behandelt zu werden. Das geschah nun jetzt, und zwar mit ganz überraschendem Erfolge. Ich lernte sehen und kehrte, auch im übrigen gesundend, heim.* (LuS, S. 20)³

Nüchtern betrachtet wirkt diese Schilderung gerade bei einem Autor wie May, dem sich die Grenzen zwischen Literatur und Wirklichkeit eingestandermaßen allzu häufig verwischten, wie effekthascherische Literatur.⁴ Populäre Literatur mit der üblichen Überwürzung durch Elemente, die den Leser rühren sollen (durch Epitheta, bestimmte Wendungen à la ›Wohlwollen erwerben‹ und dick aufgetragenes Pathos). Aber das ist eine stilistische Angelegenheit. Bleibt dennoch das Irritierende einer binnen kurzem veränderten Redeweise: May kam nicht „in die Hände tüchtiger Ärzte“, wie es hätte heißen müssen, falls er zum Zeitpunkt, als er dies schrieb, bereits die zwei Professoren im Sinn gehabt hätte, die ihn ja angeblich *beide* behandelten. Doch gut: Bei Mays sicherlich häufig nicht besonders überlegter Weise zu schreiben kann, ›im Eifer des Gefechts‹, schon mal eine Formulierungsungenauigkeit unterlaufen.

Gleich zwei Professoren der Geburtshilfe operieren also einen kleinen Jungen an den Augen, und dieser sieht danach nicht, nein, er *lernt sehen*. Gewiß, eine auf den ersten Blick vielleicht etwas ungewöhnliche Formulierung in der Art von ›lesen lernen‹ oder ›schreiben lernen‹. Die Fülle der Eindrücke, die einen Blinden, der gerade wieder in der Lage ist zu sehen, überfällt, mag jedoch diese Formulierung rechtfertigen.

Aber demjenigen, der sich, mit Roland Barthes zu reden, einer ›interessierten Irreverenz‹ gegenüber seinem literarischen Objekt befleißigt (wie es der eher vernunft- und sympathiegeleitete gegenüber dem sympathie- und emotionsgeleiteten Forscher ja auch grundsätzlich tun sollte), erscheint alles in allem diese Darstellung Mays nicht bis ins letzte schlüssig. Sie geht nicht widerspruchsfrei auf.

Hinzu kommt:

Als May dies veröffentlichte, waren diejenigen, die seine Aussage hätten bezeugen können, nämlich Woldemar Ludwig Grenser und Carl Friedrich Haase, schon fast vierzig beziehungsweise fünfundvierzig Jahre tot.

3 Hainer Plaul weist darauf hin, daß einer der beiden Professoren zur Ausbildungszeit von Mays Mutter bereits nicht mehr im Amt war (Kommentar zu LuS, S. 337).

4 Vgl. dazu auch Helmut Schmiedt: Karl Mays ›Mein Leben und Streben‹ als poetisches Werk. In: JbKMG 1985, S. 85–101.

Und zu bedenken bleibt außerdem, worauf May mit dieser (pseudo)biographischen Mitteilung von seiner Erblindung reagierte. Es war die Anschuldigung von Rudolf Lebius: „Interessant ist, daß man bei May auch die Ursache des atavistischen Charakters seiner Schriften feststellen kann. Er machte im frühesten Alter eine schwere chronische Krankheit durch, die offenbar kulturhemmend gewirkt hat.“⁵ Mays Antwort darauf: *Mich atavistischer Schwachheiten zu zeihen, ist eine Böswilligkeit, die ich mir unbedingt verbitten muß. Daß ich kurz nach der Geburt sehr schwer erkrankte, das Augenlicht verlor und volle vier Jahre siechte, war nicht eine Folge der Vererbung, sondern der rein örtlichen Verhältnisse, der Armut, des Unverständes und der verderblichen Medikasterei, der ich zum Opfer fiel.* (LuS, S. 16)

Diese Aussage von der frühen Blindheit hat also in erster Linie replik-taktische Funktion. Ob ihre Einzelheiten der Wahrheit entsprechen, bleibt der Glaubenswilligkeit der Leser überlassen. Eine gewisse allgemeine Plausibilität besitzen sie zweifelsohne.⁶

Hinzuweisen ist

allerdings ergänzend, bei Mays unbezweifelbarem Leben in Literatur, auch auf die literarische Komponente der Aussage über seine Blindheit. Daß ihm gelesene populäre Literatur deuchte wie das eigentliche (und letztendlich einzig wahrhafte und gerechte) Leben, machte er selbst klar.⁷ Durch sie, die Literatur, vergewisserte er sich sozusagen seiner eigenen Existenz.

Das Motiv der frühen und später geheilten Blindheit

Auf das Motiv von der frühen Blindheit, die später geheilt wird, stößt man, vielleicht besonders ausgeprägt, in der populären Romanliteratur des 19. Jahrhunderts. Exemplarisch führe ich im folgenden einen der vielen Romane des Erfolgsautors August Heinrich Julius Lafontaine an, ›Tinchen, oder die Männerprobe‹ (1811).⁸

5 Zitiert nach Plauls Kommentar zu LuS, S. 333.

6 Vgl. besonders Hainer Plauls Hinweise auf eine allerdings laut zeitgenössischen Medizinern „unheilbare Erblindung“, hervorgerufen durch Umstände bei der Taufe (LuS, S. 333; Hervorhebung von mir), und diejenigen Hans Wollschlägers auf die „damals sehr häufige Ophthalmia neonatorum“ beziehungsweise Ophthalmia pustularis (Hans Wollschläger: „Die sogenannte Spaltung des menschlichen Innern, ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt“. Materialien zu einer Charakteranalyse Karl Mays. In: JbKMG 1972/73, S. 11–92; hier S. 25) sowie den Beitrag von William E. Thomas: Karl Mays Blindheit. In: M-KMG 119/1999, S. 46–50.

7 Siehe LuS, bes. S. 76.

8 Zu Lafontaine informieren ausführlich vor allem Hilde Ishorst: August Heinrich Julius Lafontaine (1758–1831). [Nachdruck der Ausgabe Berlin 1935.] Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1967 (= Germanistische Studien 162) oder Dirk Sangmeister: August Julius Lafontaine oder Die Vergänglichkeit des Erfolges. Leben und Werk eines Bestsellerautors der Spätaufklärung. Tübingen: Niemeyer 1998 (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 6).

Lafontaine (1758–1831) hatte auf das Massenpublikum eine ähnliche Wirkung wie Karl May, wenn sie auch wesentlich rascher als diejenige Mays verflog. Bezeichnend Schilderungen von Lafontaines Aufenthalt in Wien rund einhundert vor Mays letztem Besuch in Wien: „In der Gesellschaft raufte man sich beinahe um ihn. Überall wurde er gleich einem Gott empfangen.“⁹

Obwohl Lafontaines Romane bereits etwas aus der Mode gewesen waren, als May um die Jahrhundertmitte und die Jahre danach ein allesverschlingender Leser war, dürften Lafontaines Werke in Leihbibliotheken durchaus noch vertreten gewesen sein, denn das Genre, in dem er exzellierte, der Familienroman, mußte, beliebt, wie es war, auf seinesgleichen zurückgreifen.¹⁰

In ›Tinchen, oder die Männerprobe‹ ist die Situation diese: Heinrich, der Sohn des Grafen Albert Tonder von Alpenhorn, wächst mit seinem Adoptivbruder Welf und seiner jüngeren Schwester Tinchen heran. In ganz jungen Jahren erkrankt er am Star (eine Augenerkrankung, die May ebenfalls literarisch ausmünzte¹¹):

„Heinrich fing an über die Augen zu klagen. Das vermehrte sich. Man gebrauchte dagegen, und das Uebel wurde stärker. Nun zog man einen erfahrenen Arzt zu Rathe; aber zu spät. Es war der Staar. Im sechsten Jahre war er blind. Eine Operation wurde vorgenommen, und sie mißglückte völlig. Der Schimmer von Licht, den er bisher gehabt hatte, verschwand ganz, und das Kind war in eine ewige Mitternacht gehüllt. [...]

Schweigend wie die Geduld saß der kleine Graf da auf seinem Stuhle. Thränen drangen aus den Augen des Kindes, weil er seine Mutter weinen hörte, ach die Zeichen des Schmerzens hatte sein Auge noch; aber nicht mehr das Zeichen der Freude, das Licht.

Liebe Mutter, sagte das geduldige Kind: sey doch nicht angst! Welf führt mich ja immer in die Sonne, und hält mich, daß ich nicht falle. Und dann erzählt er mir ja alles, was da ist. [...]

[...] Komm Heinrich, rief Welf: willst du aus der Welt gehen, so gehe ich mit dir, und sey lustig, blinder Heinrich; denn ob du das siehst, oder ich erzähle dirs, das ist eins. Ich kann dir ja hübsche Geschichten erzählen, und die kannst du ja doch nicht sehen, und eine Geschichte ist besser, als alles was man sehen kann.“¹²

Die Funktion, die May seiner Ernstthaler Großmutter zuschrieb, nämlich durch Erzählen (von ›Märchen‹) dem blinden Kind ›die Welt‹ zu vermitteln (*sie war [...]*

9 Julius Leisching in seinen ›Erinnerungen eines alten Wiener‹, zitiert nach Gustav Sischelschmidt: Liebe, Mord und Abenteuer. Eine Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. Berlin: Haude & Spener 1969, S. 114.

10 Vgl. Hainer Plaul: Illustrierte Geschichte der Trivialliteratur. Leipzig: Edition Leipzig 1983, S. 223: „Eine im Erfolg vergleichbare Fortsetzung erfuhr die triviale Liebes- und Familienliteratur erst wieder seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, und zwar durch schriftstellernde Frauen.“

11 Prominent im *Waldröschen*, wo Dr. Karl Sternau seinen späteren Schwiegervater vom Star heilt.

12 August Lafontaine: Tinchen, oder die Männerprobe. 1. Bd. In: Ders.: Schilderungen des menschlichen Lebens in Erzählungen. 3. Theil. Halle und Leipzig: Ruff 1811, S. 102–105.

mein Licht, mein Sonnenschein, der meinen Augen fehlte),¹³ übernimmt in Lafontaines Roman der kleine Welf:

„Der wilde Welf hing sich mit einer unendlichen Geduld an den blinden, geduldigen, sanften Knaben. Ach, Mutter, sagte Heinrich: ich kann ja sehen wenn ich Welfen bei mir habe. Ich kann gewiß sehen, das glaub Du mir.

Es war etwas daran, was freilich Niemand kannte. Welf ließ sich überall, wo er war, erzählen, Gespenstergeschichten, Erzählungen von Räuberhöhlen, Feenmärchen, Begebenheiten aus einer andern Welt, [...]. Alle diese Begebenheiten stutzte er für seinen blinden Gefährten zu. Statt sie ihm als Erzählungen zu geben, gab er sie ihm als ein Drama. [...] Siehst Du, Heinrich, sagte er: da ist die eiserne Gatterthüre. Siehst Du wohl!

Ja, ich sehe sie, Welf.

Nun will ich sie leise aufmachen. Nun komm, nun geht's hinab in den Mordkeller, immer hinab! hinab! Er leitete den Blinden die Terrasse im Garten hinab.

So erzählte er. [...] Er lieh dem blinden Heinrich das Auge seines Dichtergeistes, und das Licht, das seine mächtige Seele hervor rief.“¹⁴

Weitere Verbindungen

Vor diesem speziellen literarischen Hintergrund ist nun auch der von May in *Mein Leben und Streben* so betonte *neue Lehrsatz* (*nicht Einzelwesen, sondern Drama ist der Mensch*) plötzlich einsichtig, zumal May ihn mit Bezug auf Großmutter mündlich erzählte Märchenwelt erläutert (LuS, S. 111f.).¹⁵ Und wie Welf dem blinden Heinrich die Welt als Literatur erzählt, so erzählt May den Lesern seine Geschichten: unmittelbar, als ›Drama‹. Und im größten wie im kleinsten folgt er, bewußt oder nicht, das macht das Beispiel von Lafontaines Roman wieder einmal klar, neben anderen einem ganz bestimmten Prinzip: dem des ›literarischen Musters‹, des Gehens in literarischen Spuren.

Welf, der Findling, der sich im Verlauf des Romans als illegitimer Adelssproß entpuppt, wird der Held, der Retter seiner Lieben – wie Karl Mays Dr. Sternau im *Waldröschen*. Wie Sternau im Ausland, in Frankreich, Medizin, darunter auch Augenheilkunde, studiert, lernt Welf erst im Ausland, in Italien, dann an deutschen Universitäten die Augenheilkunde, um seinen innigst geliebten Freund Heinrich wieder sehend zu machen. Auch Heinrichs holde Liebe, das liebe Lieschen, rettet er vor der Zwangsheirat mit einem falschen Fünzfziger, seinem Halbbruder Eduard.

13 Vgl. LuS, S. 20–36. Zitat: S. 32.

14 Lafontaine: Tinnen, oder die Männerprobe (wie Anm. 12), S. 110–112.

15 Daß es sich bei den ›Hakawati-Märchen‹ um Konstruktionen Mays handelt, ist überzeugend im Kommentarteil dargelegt (LuS, S. 339–341). Falls Mays Ernstthaler Großmutter ihm Geschichten erzählt hat, dann doch eher solche, wie sie Welf dem blinden Heinrich erzählt: Räuberpistolen und Feenmärchen (*Fee [...] aus Großmutter Märchenbuche*, heißt es einmal, verräterisch? [LuS, S. 112]). Die ›Märchen‹ der Großmutter als überkompensierende Um- und Hochstilisierung zu betrachten, dürfte plausibler sein, als der Antithetik Mays zu folgen, wenn er die hehren Großmutter-›Märchen‹ dem schmutzigen Räuberpistolen-Schund aus der Hohensteiner Leihbibliothek kontrastiert (LuS, S. 114).

Durch seine Tat, Heinrichs Star erfolgreich zu stechen, wird sich Tinnen ihrer Liebe zu Welf vollends bewußt – siehe Sternaus erstes Abenteuer auf Rodriganda, wie er den Grafen Emanuel, den am Star Erkrankten, wieder sehend macht und dessen Tochter Rosa endgültig gewinnt. Beschrieben wird Welf ebenfalls wie Sternau: „Eine hohe, kräftige, schlanke Gestalt stand mit dem befehlenden Anstande eines Gottes vor ihr [= Tinnen]“. ¹⁶ Wie Sternau ist auch Welf trotz seiner Jugend als Arzt kompetenter (und erfolgreicher) als andere. Bei der erfolgreichen Staroperation spielt hier wie da ein Schloß mit angrenzendem Park eine Rolle. Stilistisch betrachtet, häufen May wie Lafontaine bei der Schilderung der Heilung die ihnen zur Verfügung stehenden Ausdrucksmittel der Rührung besonders hoch an, so daß der Text mit sentimental Elementen überfrachtet wirkt. Kurz: Alle Bedingungen des Rührseligen einschließlich des religiösen Kitsches werden geradezu übererfüllt. Textparallelen, das ist freilich zu betonen, sind in solchen Zusammenhängen in der Regel genretypisch und zeigen keine spezielle Abhängigkeit auf, da die Verbreitung der benutzten motivischen und stilistischen Elemente eine solche Zuordnung verbietet. Erst nach Ausmittlung wirklich spezifischer und aus dem gängigen Set herausfallender Übereinstimmungen ließe sich davon sprechen, daß der eine Autor vom anderen stibitzt habe.



16 Lafontaine: Tinnen, oder die Männerprobe (wie Anm. 12), 2. Bd., S. 111. – Die folgenden Bezugnahmen auf Lafontaines Text beziehen sich insgesamt auf diesen zweiten Band des Romans.

Die letzte noch lebende Zeitzeugin Karl Mays

Im März 1993 stellte Dieter Krichbaum in den ›Mitteilungen‹ Nr. 95 (S. 34) Margarethe Tröster als einen den letzten noch lebenden Zeitzeugen vor, der Karl May noch persönlich kannte. Heute ist sie wohl wirklich der einzige Mensch, von dem man dies sagen kann. Wir danken Herrn Bernhard Schmid, der uns die Veröffentlichung des untenstehenden Fotos dankenswerterweise gestattete. (jb)



Frau Margarethe Tröster (96 Jahre) ist die letzte noch lebende Zeitzeugin, die Karl May als Kind noch kannte. Sie ist eine Tochter des Journalisten Gelber (und nicht Gerber, wie fälschlich in den M-KMG 95/1993, S. 34, genannt). Sie lebt in Wien. Ich habe sie im April 1999 angerufen und konnte feststellen, daß sie geistig noch absolut auf der Höhe ist. Nur verreisen kann sie zu ihrem größten Bedauern nicht mehr. Ich machte gleich nach dem Anruf Herrn Lothar Schmid in Bamberg davon Mitteilung und er sagte, daß sein Sohn am nächsten Tag nach Wien fahre. Er hat sie besucht, dabei entstand obiges Foto.

Dieter Krichbaum

Volker Griesse

Über den Umgang mit der Aggression – unter anderem Karl May

»Hund, dich habe ich!« knirschte Hamd el Amasat in satanischer Freude. »Mit dir ist es vorbei!« Er drückte Omars Hals so fest zusammen, daß dieser blaurot im Gesicht wurde. Aber ich sah, was der Araber beabsichtigt hatte. Er verschmähte es, noch eine Antwort zu geben. Eine kleine Bewegung seiner Daumen, ein kräftiger Druck derselben, und Hamd el Amasat stieß ein Geheul aus, wie ein verwundeter Panther, und ließ die Hände von dem Hals seines Gegners los, denn dieser hatte ihm – – beide Augen ausgedrückt.«

(Karl May)¹

Das war nun so, nämlich es war nicht so.

(J. G. A. Galletti)

I.

Gerne würde ich mit einer Hymne auf Karl Mays Friedfertigkeit beginnen, doch da wäre ich ein schöner Lügner. Man denke nur an seine Aussagen in der *Beichte*: *Ich sann auf Rache und zwar auf »eine fürchterliche Rache«, auf etwas noch niemals Dagewesenes*², oder man erinnere sich seines drastischen Verhaltens, während seine Ehe mit Emma Pollmer ihrem Ende entgegenstrebte. Wie gerne würde ich die Schriften Karl Mays ob ihres friedlichen Inhaltes anpreisen, doch es würde mir angesichts Zertretener, Gefolterter und übel zugerichteter Personen ebensowenig gelingen, Sie durchgängig davon zu überzeugen, als wenn ich glauben machen wollte, ich hätte zusammen mit Crébillon das Nachtleben des alten Paris genossen. Nein, es ändert nichts an der Tatsache: die Schriften Mays entbehren nicht eines durchaus aggressiven Charakters, sie strotzen stellenweise von einer „gesunden Roheit“ (Frankfurter Zeitung 3.6.1899). Nicht zuletzt deshalb versuchten es die Gegner Karl Mays, mit Hilfe von sogenannten »Mordstatistiken«³ die Zweifelhaftigkeit der May-schen Schriften zu belegen und wegen deren »blutrünstigem« Gepräge als Schund und damit der Volksgefährdung zu bezichtigen. In den Augen der selbsternannten Moralapostel waren die Werke aus diesem Grunde völlig ungeeignet und geradezu Gift für die Seelen Heranwachsender. – Aber verhält es sich wirklich so mit Ge-

1 Karl May: *Der Schut*. GR VI. Reprint KMV, S. 523.

2 Karl May: *Meine Beichte* (vom 1. Juli 1908). Faksimile der Handschrift. Bamberg 1975, S. 2.

3 U.a.: Der Massenmörder Karl May. In: Dresdner Volkszeitung Nr. 62 vom 15.3.1927.

walt, mit Aggression, wie es immer wieder dargestellt wird? Ist es wirklich etwas Schädliches, etwas, das überwunden werden muß?

Was ist denn im weitesten Sinne Aggression? Was ist aggressives Verhalten? Wir wollen das hier nun nicht nur im Sinne von Gewaltanwendung betrachtet wissen. Ist Aggression eine Reaktion auf Frustration, ist sie angelernt, also eine Nachahmung von Vorbildern, oder ist sie nur ein Mittel, die Rivalen, sprich die Menschen, die uns gegenüber stehen, zu besiegen? – Wie Tiere ihre Reviere erobern und verteidigen, einen höheren Rang zu erlangen trachten (womit dann sogenannte Freß- und Sexprivilegien verbunden sind), so tut ein Gleiches auch der Mensch. Denn: Es ist höchst sinnvoll, den Rivalen herauszufordern und – zu besiegen. Ein Sieg ist lustvoll und zumeist von Vorteil. So müssen wir erkennen, daß wir mit der Aggression zu leben haben; es ist gefährlich, sie zu leugnen bzw. sie gar zu vermeiden zu versuchen. Dann nämlich ist es meist soweit, daß die versteckte Aggression umschlägt zu Magengeschwüren, zu Leistungsverweigerung, Drogenkonsum, Selbstmord und in offene Gewalt mündet. Erkennt man an, daß wir mit dem Aggressionstrieb geboren werden, und verleugnet ihn nicht, so stellt sich die Frage: wie leben wir mit ihm? „Es ist falsch und gefährlich, Aggression zu leugnen und zu tabuisieren; wir müssen mit ihr leben – es fragt sich nur wie?“⁴

Der einfachste Weg, den Aggressionstrieb zu befriedigen, wäre nun derjenige, den wir mit Sieg durch Leistung umschreiben wollen. Das heißt, wenn es dem Menschen gelingt, seine Werkzeuginstinkte friedlich einzusetzen, sei es im Sport oder in der täglichen Arbeit. Doch nicht jedem war und ist es vergönnt, sich selbst in einen Schaffensprozeß einzubringen und dadurch human mit seiner Aggression umzugehen.

Der Mensch lebt mit einem merkwürdigen Widerspruch: Auf der einen Seite bösartig und destruktiv, auf der anderen Seite fähig, sich zu vervollkommen und in der Lage, Positives zu schaffen und dem Gemeinwohl zu dienen. Erich Fromm brachte es einmal auf den Nenner, als er vom Menschen als „Wolf oder Schaf“ sprach; beider Anteile sind im Menschen zu finden. Menschen versagen im Leben nun nicht und werden durch ihre Aggression eine Gefahr für Mitmenschen, weil sie von ihren Anlagen her schlecht oder willensschwach sind und kein besseres Leben zu führen verstehen. Sie scheitern, „weil sie nicht aufwachen und sehen, wann sie am Scheideweg stehen und sich entscheiden müssen. Sie merken nicht, wann das Leben ihnen eine Frage stellt und wann sie noch die Möglichkeit haben, sich so oder so zu entscheiden. Mit jedem Schritt auf dem falschen Weg wird es dann immer schwerer für sie zuzugeben, daß sie sich tatsächlich auf dem falschen Weg befinden, und das oft nur deshalb, weil sie dann zugeben müßten, daß sie bis zu der Stelle zurückzugehen haben, an der sie zum erstenmal falsch eingebogen sind, und daß sie sich damit abfinden müssen, Energie und Zeit verschwendet zu haben“⁵ Anschaulicher bringt es Fromm auf den Punkt, wenn er von „Haben oder Sein“ spricht. Liefert sich der Mensch dem rein Dinglichen, dem Haben aus, so wird er

4 Felix von Cube: Besiege deinen Nächsten wie dich selbst. Aggression im Alltag. München/Zürich ³1993, Text auf dem Einbandrücken.

5 Erich Fromm: Die Seele des Menschen. München ⁴1992, S. 158.

schnell selbst zu einem Ding und sieht sich mehr und mehr allein in einer mechanisierten Umwelt stehen, ängstlich und mit zunehmender Gleichgültigkeit, ja auch mit Haß auf das Leben. Demgegenüber steht das Sein, als erfülltes, nicht entfremdetes Leben, in dem abseits purer Geschäftigkeit oder reiner Betriebsamkeit mit kritischer Vernunft eine innere Aktivität den Menschen zu sich selbst kommen läßt und ihn alle seine Fähigkeiten entwickeln und produktiv einsetzen läßt. Diesen Menschen gilt Besitz nichts, Liebe jedoch alles. Soweit die verknappte Darstellung der Gedankenwelt Fromms. Eines ist auch klar, Leben zu schaffen verlangt gewisse Eigenschaften, Leben zu zerstören verlangt nur eines: Gewaltanwendung. Mit Revolver, Messer oder purer körperlicher Kraft kann man sich selbst oder andere zerstören und so Rache dafür nehmen, daß das Leben sich einem versagt hat.

II.

Eine entscheidende Frage stellte das Leben dem Lehrer Karl May am 26. Dezember 1861. Nachdem er die von seinem Mitbewohner üblicherweise ausgeliehene Uhr und eine Anbeißpfeife am letzten Unterrichtstag vor Weihnachten nicht zurück brachte, sondern über die Feiertage mit nach Hause nahm, wurde er am Zweiten Weihnachtstag in seinem Heimatort verhaftet; der famose Mitbewohner hatte May als Dieb angezeigt. Die Bedeutung dieser Demütigung für ihn schilderte Karl May eindringlich in seiner *Beichte*: *Von diesem Entsetzen kam ich nicht wieder frei. Es krallte sich fest und ließ mich nicht wieder los. Der Gedanke an die Schande und an meine Eltern bohrte sich so tief und so vernichtend in meine Seele ein, daß sie schwer und gefährlich erkrankte.* (Meine Beichte, S. 1) Diese Aussage trifft aber erst der späte Karl May, dessen Spätwerk der Philosophie Erich Fromms vom Haben und Sein weit entgegenkommt, wobei Fromm in der Form des Habens die Lieblosigkeit und damit das größte Problem der Menschheit zu erkennen glaubte. Da stand also der junge Lehrer May zum Jahreswechsel 1861/62 wenn auch nicht am Scheideweg, so doch an einem wichtigen Kreuzungspunkt in seinem Leben. Wohin sich zukünftig wenden, welchen Weg einschlagen? Die Frage, die das Leben an Karl May stellte, wurde eindeutig und zwar falsch beantwortet. May, der von allen nur Herumgestoßene, konnte sein Selbst zwischen der raschen und harschen Zucht des Vaters, zwischen dem trockenen Drill des Lehrerseminars und all dem Weberelend nicht recht entwickeln. Er wollte Lehrer werden, wollte ein nützliches Glied der Gesellschaft sein, wollte Leistung zeigen, ja, er wollte auch siegen, siegen über das Webermilieu; das Motto hieß teil-Haben am Leben. Als ein wegen Diebstahls Bestrafter war er aber fortan ein unwürdiges und für manchen auch ein unnützes Glied der Gesellschaft, doch er würde es noch allen zeigen. Er sann auf eine *Rache*, und zwar auf »eine fürchterliche Rache«. (Meine Beichte, S. 2) Karl May folgte der einmal eingeschlagenen Richtung und nahm Rache an der Gesellschaft, indem er, der unter die Verbrecher geworfene, nun selbst Verbrechen beging.

Der produktive Mensch ist nun weniger von Rachsucht motiviert als jener, dem es schwerfällt, ein ausgefülltes, unabhängiges Leben zu führen. Letzterer neigt dazu, um der Rache willen seine gesamte Existenz aufs Spiel zu setzen. Ein weiteres Moment im Kontext von Aggression und Gewalt kommt hinzu –: Das tiefgehende

Erlebnis des Glaubensverlustes; wenn das Gute, das Gerechte sich als törichte Illusion erweist, wenn der Teufel und nicht Gott regiert (Fromm), dann erscheint das Leben oft hassenswert. „Man möchte dann geradezu beweisen, daß das Leben böse ist, daß die Menschen böse sind, daß man selbst böse ist.“ (Fromm, S. 26) Auch bei May wird es diese biographische Kerbe gegeben haben. Da aber die zeitlichen und biographischen Umstände im Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte von *Ange et Diable*⁶ nicht zweifelsfrei feststehen, bleibt eine Auslegung des fragmentarischen Textes höchst problematisch; festzuhalten bleibt allerdings: Die innere Erschütterung, Anfechtung und ein gewisser Zweifel an der biblischen Glaubensgeschichte blieben auch Karl May nicht erspart, wie der frühe Text vermuten läßt. Und hält man die Aussagen der fast ein Lebensalter später verfaßten *Beichte* daneben, so blieb der Glaube auch bis zu der inneren Festigung während des Zuchthausaufenthaltes in Waldheim verschüttet.

III.

Es gibt drei große Strategien des zivilisierten Menschen, den Rivalen zu besiegen. Erstens: sich selbst heraufzusetzen, zweitens: den anderen ins Unrecht zu setzen und drittens: Herabsetzung des Rivalen. Bedient man sich dieser Mittel und Strategien, so ist eines nicht von der Hand zu weisen: oft ist es nur ein kleiner Schritt von kognitiven, erkenntnisfähigen Mitteln zur Gewalt und damit zur Schädigung, psychischen Zerstörung oder gar Vernichtung des Rivalen. Es gibt noch eine weitere Möglichkeit: sich hervorzutun, d. h. den anderen zu ›überragen‹, z. B. durch Macht; kraft seines Amtes ist man wer.

Die der ersten und der zweiten Haftstrafe folgenden Hochstapeleien Karl Mays lassen sich unter folgendem Gesichtspunkt zusammenfassend betrachten: den Sieg nach allen Regeln der Kunst auszukosten. Sieg und Lustgewinn als Endhandlung der Einbruchdelikte und Hochstapeleien.⁷ Doch es waren allenfalls kurzfristige Siege, die Lust wich schnell dem Frust. Eines hatte May allerdings erreicht, und das war ein nicht zu gering einzuschätzender Sieg, ein sehr hohes und von vielen angestrebtes Ziel. Es war die persönliche Berühmtheit, die ihn jetzt umgab, die ihm durch die Zeitungen von Ort zu Ort vorauseilte; eine recht zweifelhafte Berühmtheit, als steckbrieflich gesuchter Verbrecher erwähnt zu werden, aber immerhin. Hatte er es nicht zu etwas gebracht? Wenn ihm schon nicht die Chance gegeben wurde, sich selbst in die Gesellschaft einzubringen, so hatte er jetzt nicht den Kollegen, den Rivalen, sondern vielmehr den Staat besiegt.

Der humanste und natürlichste Weg, nach oben zu gelangen, zu siegen und Lust zu empfinden, ist und bleibt der Aufstieg durch Leistung. Diesen Weg sah sich Karl May verbaut. Als Lehrer war er gescheitert, seine Zeugnisse waren eingezogen, nie wieder würde er als Vorbestrafter die Gelegenheit zum Unterrichten erhalten. Die

6 Karl May: *Ange et Diable*. Als zeichengetreuer Neusatz der Handschrift enthalten in: Karl May: *Hinter den Mauern* und andere Fragmente aus der Haftzeit. In: JbKMG 1971, S. 128ff.

7 Zu den von May verübten Delikten vgl. die Zusammenfassung in: Hans Wollschläger: Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens. Zürich 1976, S. 29ff.

Lust am Sieg kann zur Sucht werden, und so wurden auch die Hochstapeleien und Straftaten immer clownesker. Nur der Sieg zählte noch, doch der Absturz vom Siegespodest ist hart. Das Schicksal ereilte Karl May in Form der Gendarmerie, den von ihm an der Nase herumgeführten Staat vertretend. May wurde endgültig fest- und in Gewahrsam genommen. Wieder war es nichts mit dem großen und erträumten Leben, nichts mit den großen Siegen, die sein Ich brauchte, wieder war er gescheitert, wurde geknechtet, kommandiert, geduckt. – Alles war schon einmal dagewesen, damals in seiner Jugend.

Während der folgenden Haftzeit in der Anstalt zu Waldheim folgte die innere Festigung und Wende. Das ›Gute‹ in seiner Seele trat wieder zutage, und der Gottesglaube kehrte auch wieder zurück, wohl genährt durch den Anstaltskatecheten Johannes Kochta, dem Karl May bis ins Alter Dankbarkeit bewahrte. Noch in der *Beichte* schrieb er über das Wiederfinden der Seele: *Sie kehrte auf demselben Weg zurück, auf dem ich sie verloren hatte, auf dem Wege der Religion [...]. (Meine Beichte, S. 3)*

Nach der Entlassung aus dem Zuchthaus Waldheim 1874 widerfuhr May ein unerhörtes Glück, und zwar in der Bekanntschaft mit dem Verleger Heinrich Gotthold Münchmeyer. Die Möglichkeiten, die sich dem jungen Redakteur und Schriftsteller bei Münchmeyer und im Gefolge seiner Arbeiten auch bei anderen Verlegern eröffneten, waren vielfältiger Art. Zunächst ließen Humoresken und Kurzgeschichten die Schriftstellerei als Handwerk erscheinen, wurden Silben zu Worten, Worte zu Sätzen aneinandergereiht. Aber nicht lange mehr dauerte es, und 1880 beim Abfassen des *Giölgeda*-Zyklus trat das entscheidende Etwas zutage: Das unbändige Siegesverlangen ist in neue Bahnen gelenkt worden, ist sublimiert, ist in einen schöpferisch-produktiven Akt verwandelt worden. Bisherige Schreibversuche reagierten allenfalls einen Drang ab. Identität und Verschmelzung der Ich-Spaltung wurden eher durch den Rausch der Hochstapeleien herbeigeführt.

Erst nach der dritten Haftstrafe 1878, im 32. Lebensjahr stehend, gelang es May; was ihn bisher für die Umwelt verhängnisvoll werden ließ, wurde nun zu einem Mittel, mit der Umwelt in Kontakt zu treten. Das Umschlagen des inneren Antriebes – wir nennen es auch Aggressionspotential – in etwas Positives, in etwas von der Umwelt Gebilligtes, das war das wichtigste Moment im Leben des Menschen Karl May. Als er jetzt dem Wunsch des Schreibens nachgab, da begegnete er wohl zum erstenmal dem inneren Zwang, und der Schreibvorgang muß gleich als unendliches Rausch- und Glücksgefühl empfunden worden sein. Karl May war wieder auf der Straße der Sieger. Diesmal wurde der menschliche und daher auch ihm anhaftende Aggressionstrieb nicht durch zweifelhafte Mittel und Strategien ausgelebt, jetzt würde er siegen durch Leistung.

IV.

Es ist bekannt, daß sich Zuschauer leicht mit einem Sieger identifizieren. Über die Identifikation mit dem Sieger – und Sieg bedeutet ja einen höheren Rang und Anerkennung – verschafft sich auch der Zuschauer ebensolches Ansehen, zumindest versucht er es. Es ist ja so einfach, den Sieg und damit auch die Endhandlung des Aggressionstriebes ohne Anstrengung herbeizuführen. Als besonders schmerzlich

empfinden es Fans, wenn sich derjenige, mit dem sie sich identifizieren, nicht durchzusetzen vermag. Das eigene Aggressionspotential konnte über den miterlebten Sieg nicht abgebaut werden. Irgendwann wird es sich Bahn brechen und oft mündet das Verhalten enttäuschter Fans in Gewalt und ziellose Zerstörungswut ein. Die Anerkennung, die Karl May in seinem früheren Leben, als Schüler in seinem Heimatort, als Schulamtskandidat und als Lehrer nicht erreichen konnte – jetzt als Schriftsteller gelang ihm diese Anerkennung durch Leistung im doppelten Sinn. In seinen Geschichten und speziell durch die beiden Heldenfiguren Old Shatterhand sowie Kara Ben Nemsî verstand es der Autor, Defizite, Komplexe und nicht zuletzt die latent vorhandene Aggression auf gebahnte Wege zu lenken und zu kompensieren.⁸ Gerade durch seine Heldengeschichten schuf er sich eine neue Existenz. Zum einen war er nun ein begnadeter Literat, zum anderen wurde er über die Identifikation mit den Helden – was einer sieghaften Selbstüberhöhung gleichkommt – auch als Held von den Massen anerkannt und geliebt. Daß Karl May sich mit seinen Figuren während des Schreibprozesses zu identifizieren vermochte, ist hinlänglich bekannt. Er litt mit ihnen, und er siegte mit ihnen. Und mit ihm litten und siegten hunderttausende von Lesern. Indem sie Mays Bücher kauften, ihn mit ihrer Fanpost beehrten, verschafften sie May ein weiteres Mal Anerkennung, Sieg und damit Lustgewinn.

Ein wesentliches Element der wechselweisen Verknüpfung von Leser und Autor boten dabei die Ich-Erzählperspektive und die Gleichsetzung von Romanheld und Schriftsteller. Die Leser konnten all ihre Sehnsucht in die Figuren hineinprojizieren und gleichzeitig den Autor bewundern. Vor allem dem Unbedeutenden wurde plötzlich Rang und Bedeutung vermittelt; plötzlich waren sie ›wer‹, ohne dafür Leistung erbringen zu müssen, ohne die eigenen Werkzeuginstinkte einsetzen zu müssen. Über die Identifikation mit den Helden konnte (und kann) der siegreiche Ausgang eines Westmannduells miterlebt werden und die damit verknüpfte Anerkennung durch Leistung verbunden mit einem Lustgewinn ohne besondere Anstrengung erworben werden. Der Trend nach Verwöhnung, nach Lust ohne Anstrengung ist heutigentags sehr verbreitet, wie z. B. der Erfolg des Fernsehens beweist.⁹

Bei diesem speziellen Verhältnis zwischen Schriftsteller und Leser handelt es sich um einen Akt der Symbiose, der totalen Identifikation: „Je größer der Führer, um so größer der Gefolgsmann“ (Fromm, S. 94) äußerte sich Erich Fromm.¹⁰ Daß wir solcher Identifikation und damit eines Rahmens der Orientierung, eines Objekts der Hingabe bedürfen, steht außer Frage. Wir benötigen es, um „unsere Energien in ei-

8 Man erinnere sich nur der besonders im 5. und 6. Bande der Orienterzählung verstärkt hervortretenden Peitschenszenen des Hadschi Halef Omar.

9 Zunächst gibt es beim Fernsehen keine Zugangsvoraussetzungen wie beim Lesen, das man sich erst anzueignen hat. Dann bedarf es keines langen Atems, um geduldig nach Problemlösungen zu suchen. Spätestens nach 90 Minuten wird eine Lösung geboten. So mit der Illusion von Leben via Bildschirm gefüttert, ist man immer weniger bereit, sich selbst gestaltend einzubringen. Die Aggressionsbereitschaft steigt.

10 Das bringt natürlich auch mit sich, daß, sollte der vermeintliche Held sich als Antiheld herausstellen oder die in ihn hineinprojizierten Wünsche nicht erfüllen, die Wut der Ge- und Enttäuschten um so größer ist.

ne Richtung zu lenken, um unsere isolierte Existenz mit all ihren Zweifeln und Unsicherheiten zu transzendieren und um unser Bedürfnis, dem Leben einen Sinn zu geben, zu erfüllen.“ (Fromm, S. 134) In unserer den Menschen immer stärker zu Passivität und Konsum verleitenden Umwelt bedürfen wir stärker denn je eines Objekts der Hingabe, um unser Aggressionspotential und unsere Werkzeuginstinkte positiv zu lenken und einzusetzen. Das gilt für Menschen wie für Organisationen, denen man sich zuwendet. Man gehört einer Art Bruderschaft an und bekommt direkt oder indirekt eine gewisse Unterstützung. Die Gemeinschaft ist ein außerordentlich wichtiger Grund, da man dort gleichgesinnte Menschen trifft, denen man sich anvertrauen und mit denen man über bekannte Themenkreise sprechen kann. Hier bildet für manches Mitglied auch die Karl-May-Gesellschaft einen nicht zu unterschätzenden Ruhepol in einer mehr und mehr egozentrisch werdenden Welt, wo die Menschen allenthalben auf dem Rückzug auf sich selbst sind und auf Abschottung von der zunehmend als stressig und störend empfundenen Außenwelt bedacht sind, wo immer es nur möglich ist.

Daß Aggression nicht unbedingt in Gewalt münden muß, ja einfach zum Leben gehört, zeigt die Biographie Karl Mays. Obzwar er in jungen Jahren den falschen Lebensweg beschritten hatte, packte er die sich bietende Chance beim Schopf und verließ den Weg des Straftäters. Fortan gelang es ihm, sein Aggressionspotential gewaltfrei einzusetzen,¹¹ auch wenn die Gier nach Ruhm und Anerkennung zeitweise so groß war, daß es schon krankhafte Züge annahm und May mit seinem öffentlichen Gebaren als ›Old Shatterhand‹ weit unterhalb seines literarischen Werkes und der dort beschriebenen Helden stand. Ein Leben lang hatte der Mensch Karl May mit einem unbändigen Siegesverlangen zu kämpfen, bis hin zu seinen letzten Worten auf dem Sterbebett, die endlich verkünden konnten: *Sieg, großer Sieg.*

V.

Der Begriff der Moral und der Werte war zur Zeit Karl Mays noch eng mit dem der christlichen Religion verknüpft. Diese Verbindung bringt es heutigentags mit sich, daß mit dem Verlust des Glaubens und der Religiosität der Verlust der Moral einhergeht und damit auch der Verlust der Aggressionsschranken:¹² ›Du sollst nicht . . . !‹ wird von vielen hinterfragt und nicht als gottgegeben anerkannt. Gibt es überhaupt einen Grund, auf Aggression, auf Gewalt zu verzichten? Warum sollte man nicht schlagen, treten, quälen? Ist der Grund des Verzichtes bekannt, ist er bewußt? – Wer verzichtet schon gerne ohne Grund!

Man muß nun die Ursachen nicht nur im Sinne eines Zuviel (an Streß, häuslichen Problemen etc.) sehen, vielmehr verschärfen die Werte im Sinne eines Zuwenig die dem Menschen innewohnende Aggressivität. Um dieses Problem in den Griff zu bekommen, müssen wir uns mit demjenigen beschäftigen, das fehlt, müssen Ausschau halten nach fehlenden Aggressionsschranken und nicht so sehr nach etwa

11 In späteren Jahren mußte dann seine Ehefrau Emma Pollmer – nicht zuletzt bildlich in der Studie *Emma Pollmer* – als Zielscheibe dienen, und endlich kompensierte das unsägliche Prozeßgeschehen letzte Aggressionen.

12 Vgl. Felix von Cube/Dieter Alshuth: *Fordern statt verwöhnen*, München/Zürich 1992.

vorhandenen Aggressionsursachen, die es immer geben wird. Wir müssen Antworten auf die Frage: „Warum nicht?“ parat haben und nicht bloß Spekulationen zur Frage „Warum?“ – Erst wenn Eltern und Lehrer, Staat und Gesellschaft wieder klare Vorstellungen über die unveräußerliche Würde des Menschen und über die Achtung selbst vor dem Schwächsten und Kränksten unter uns vermitteln, werden Kinder vor Greueln zurückgeschrecken. Erst wenn die ›wertfreie Erziehung‹ gänzlich überwunden ist, werden Werte wieder ein Thema sein, über das man ruhig sprechen darf und muß, zur Gewissensbildung, die allemal höher steht als jedwede Wissensbildung.

Die zur Gewalt treibenden Kräfte sind nun einmal im Menschen, es kommt aber darauf an, ob ihnen etwas entgegensteht, das stark genug ist, sie zu zügeln. Da ist es denn schon wichtig, was jungen Lesern an die Hand gegeben wird. Neil Postman¹³ und Bruno Bettelheim¹⁴ betonten immer wieder, daß es für die Erziehung von Kindern gefährlich ist, wenn man ihnen die Umwelt zu sehr ›entzaubert‹ und zu ›entmystifizieren‹ versucht. Zur Entwicklung der eigenen Rationalität und um positive Selbst-Wert-Gefühle entfalten zu können, ist es für Kinder wichtig, daß sie disziplinierte und moralisch sichere Erwachsenen erleben. Bettelheim hat auch gezeigt, daß Kinder durchaus auf das Böse und Brutale in unserer Welt vorbereitet werden können, wenn dies in Form von Geschichten wie z. B. Märchen geschieht. Wenn ein Kind jedoch täglich mit Mord und Totschlag, mit Heimtücke und Verrat konfrontiert wird, direkt und brutal, ohne vermittelnde Metaphern, wie soll es jemals einen Glauben an die Rationalität der Welt, an die Möglichkeit eines geordneten Miteinanderlebens, an eine lebenswerte Zukunft entwickeln?! Da z. B. im Fernsehen sämtliche Werte parallel nebeneinander stehen können, wissen Kinder immer weniger, woran sie sich orientieren können.¹⁵

Und da bietet sich immer noch ein Karl May mit seinen Märchen und Geschichten als Lehrer seiner Leser an; er spricht zu ihnen vom Wert der Werte. Nicht zu verachten ist die Schwarz-Weiß-Malerei, das Holzschnittartige; gerade mit diesem literarisch nicht gerade überzeugenden Stilmittel bekommen die jungen Leser eine positive Weltsicht untergeschoben. Dem Kinde imponiert das, der Erwachsene sträubt sich, protestiert und läßt die Hände davon; sein eigenes Gewissen schlägt Alarm. Eines darf man aber nicht unerwähnt lassen: Vorurteile erleichtern durchaus das Leben, sie dienen uns zur Orientierung im Felde sozialen Handelns; soziale Vorurteile entlasten. Schnell lassen sich die Menschen in Gut und Böse einteilen, lassen sich Stellung und Sympathie beziehen. Da wird in den Geschichten dem Unterdrückten zu seinem Recht verholfen, das Böse niedergestürzt und dem Guten zum Sieg verholfen. Eigentlich kann sich der Leser nur mit den ›guten‹ Helden identifizieren und bekommt sogleich deren gesamten Wertevorrat untergeschoben. May versteht es, nicht aufdringlich, sondern mit psychologischem Gespür als Katechet

13 Neil Postman: The Disappearance of Childhood. New York 1981.

14 Vgl. Klein sein, groß werden. Kinderpsychologie. Hg. von Psychologie Heute. Weinheim/Basel² 1989, S. 149.

15 Vgl. Dorothee Erlbruch: Kinder und Fernsehen. In: MUT. Forum für Kultur, Politik und Geschichte 330/1995, S. 38ff.

mit seinem lebensbejahenden, gottesgläubigen, christlich-ethisch handelnden und Optimismus verbreitenden Helden auf seine Leser wider allen Skeptizismus, Atheismus, Pessimismus und engherzigen Konfessionalismus zu wirken. Es eröffnet sich der „Zugang zu den erstrebenswürdigsten Werten des Menschentums“.¹⁶ Über die Identifikation während des Lesevorgangs zum Aufbau des eigenen Wertevorrates zu gelangen – dies ist die immer schwache Hoffnung, die schon May als Lehrer seiner Leser in seinen Bücher gesetzt hatte.¹⁷ Doch abwegig ist es nicht, wie Äußerungen aus der Leserschaft, z. B. von Albert Schweitzer, Albert Einstein und anderen, bezeugen.

Unsere Lebensformen werden immer vielfältiger, unverbindlicher und unübersichtlicher. Sie verwirren und verunsichern eher, als daß sie das leisten könnten, wozu sie früher da waren, nämlich dem Leben des Menschen Halt zu geben. Die Familie, deren Ausverkauf seit längerem betrieben wird, steht ebenso wie die Schule vor einer Zeitsituation, in der das humane Ethos seine selbstverständliche Geltung zu verlieren droht. Aggression im schlimmsten Sinne in Form von körperlicher Gewalt schon bei Kindern, Übergriffe auf Klassenkameraden, Ausländerhaß, Unaufrichtigkeit als neue Tugend im privaten wie im öffentlichen Leben, Sozialbetrügereien, Affären in Politik und Wirtschaft, Talkrunden im Fernsehen, die seit langem die Gefilde der Gesprächskultur verlassen haben und zu einer Art unblutigem Gladiatorkampf entartet sind (auch hier wieder das Motiv der siegreichen Selbstüberhöhung über den anderen). All das sind Erscheinungen, die vermutlich auf eine Erosion der Moral und des Ethos hindeuten. Allenthalben spüren wir diesen Mangel.

Im Menschen ist alles, Engel und Teufel liegen dicht beieinander. Gibt es etwas, das gegen das Engel-Sein spricht? Hören wir nie auf, danach zu suchen und zu fragen; erreichen werden wir diesen Zustand nie, wir werden nur immer auf dem Weg dorthin sein – wie Karl May sich nach Dschinnistan, dem Land der Edelmenschen sehnte –, doch wenn wir aufhören zu suchen, ist – mit den Worten Erich Fromms gesprochen – Teufel-Sein die Zukunft. Wir haben die Wahl, wie Karl May sie hatte. Sein Leben war ein heißes Wollen und ein Streben nach einem edlen Ziel, dem er in seltenen Fällen nur gerecht geworden ist. Aggression im weitesten Sinne gehört zu unserem Leben dazu wie die Luft zum Atmen. Richtig damit umzugehen, dies ist zu lernen aus der Biographie Karl Mays; noch intensiver aber aus seinen unsterblichen Erzählungen. Geben wir den Jugendlichen trotz aller Mordstatistiken und aller Schwarz-Weiß-Malerei die Werke Karl Mays (solange sie überhaupt noch verstanden werden) mit auf den Lebensweg.

16 Walther Ilmer: Durch die sächsische Wüste zum erzgebirgischen Balkan. Karl Mays erster großer Streifzug durch seine Verfehlungen. In: JbKMG 1982, S. 105.

17 Vgl. dazu auch Jan Kotten: Karl May – Kindererzieher am Ende des 20. Jahrhunderts? In: M-KMG 1997/113, S. 42–49 (speziell S. 47f.) sowie M-KMG 1997/114, S. 16–25.

Hartmut Kühne

Leinefeld ist nicht Leinefelde

In den Karl-May-Texten sind oftmals Mitteilungen eingestreut, die der Leser wegen der bisweilen vorwärtsdrängenden Handlung gar nicht wahrnimmt. Es ist da besonders an geographische Begriffe zu denken: an Örtlichkeiten, Gemeinwesen, Dörfer, Städte. Und der flüchtige Leser denkt nicht darüber nach, ob es sich um fiktive oder reale Begriffe handelt. Erst bei wiederholtem Lesen fühlt man sich angeregt, die Begriffe zu hinterfragen und auf der Landkarte zu suchen, um nach Jahren zu sagen: Es handelt sich beim Ort der Handlung unzweifelhaft um



Im März dieses Jahres haben Vorstand und Mitarbeiterkreis der Karl-May-Gesellschaft e.V. eine Arbeitstagung in Bovenden durchgeführt. Mit Interesse haben die Tagungsteilnehmer den Beitrag ›Der Schriftsteller Karl May und Leinefelde‹ von Arno Hentrich zur Kenntnis genommen.¹ Dort wird angenommen, daß es sich in der Erzählung *Der Pflaumendieb* bei dem Ort der Handlung „unzweifelhaft um das Dorf Leinefelde im Eichsfeld“ handeln müsse. Dies wird damit begründet, daß erstens ein zweites Dorf mit diesem Namen nicht existiere und daß zweitens ein Kartenausschnitt, welcher im Band 42 der Gesammelten Werke Karl Mays enthalten ist, diese Tatsache beweise.

In der Tat enthält Band 42 eine solche Landkarte, gezeichnet von Seminar-Oberlehrer Fritz Prüfer, die in Nord-Süd-Richtung von Lüneburg bis Naumburg, in Ost-West-Richtung von Leipzig bis Leinefelde reicht.² Der Karl-May-Verlag stattet seine Bände gern mit derartigen Landkarten aus. Allerdings gibt es im Karl-May-Verlag eine lange Tradition der Bearbeitung von Mays Texten. So ist auch die Erzählung *Der Pflaumendieb* in Band 42 gegenüber der Originalfassung von Karl May erheblich bearbeitet. Der Originaltext ist in einem Reprintband der Karl-May-Gesellschaft mit dem Titel ›*Der Waldkönig. Erzählungen aus den Jahren 1879 und 1880*‹ (erschienen im Juni 1980) zugänglich. Im Vorwort weist Herbert Meier, Hemmingen, auf den Grad der Bearbeitung hin. So wurden Episoden aus einer anderen May-Erzählung mit dem Titel *Der Amsenhändler* eingefügt, andererseits eine Binnenerzählung mit einer Butterfrau eliminiert.

Zu den Änderungen gehört auch der Ortsname, der bei Karl May nicht ›Leinefelde‹ sondern nur ›Leinefeld‹ lautet (Reprintband, S. 209), nachdem eine Seite vorher schon Soldaten auf einer *Leinefelder Straße* marschiert waren. Eine ›Leinefelder Straße‹ muß nicht zwingend nach Leinefelde führen, sie kann auch – wie in diesem Fall – mit einem fiktiven Leinefeld in Verbindung gebracht werden. Der Amtmann

1 eichsfeld. Monatszeitschrift des Eichsfeldes. Heft 3/März 1999. Leinefelde bzw. Duderstadt, S. 82f.

2 Karl May: *Der alte Dessauer* (Karl May's Gesammelte Werke Bd. 42). Bamberg 135. Tsd. 1968.

„Graul“ (Bd. 42, S. 270) heißt bei May ganz anders: nämlich *Grunert* (Reprintband. S. 207ff.).

Das dritte Kapitel aus der Erzählung *Der Pflaumendieb* hat als Keimzelle eine Karl-May-Erzählung aus dem Jahr 1875 mit dem Titel *Ein Stücklein vom Alten Dessauer*. Darin vergreift sich der verkleidete Fürst von Anhalt-Dessau an den Pflaumen des Amtmannes, der hier den Namen *Hiller* trägt, und soll dafür bestraft werden. Später gibt er sich als der Landesherr zu erkennen, der den schlecht wirtschaftenden Amtmann seinerseits bestraft. Die Episode ist im wesentlichen identisch mit dem Schluß vom *Pflaumendieb*. Nur: das *Stücklein* spielt im heute noch existierenden *Wahlsdorf*, etwa 10 km nördlich von Dessau, also durchaus im Einflußbereich des Fürsten.

Weshalb May das Dorf später Leinefeld benannt hat, ist bisher unerforscht. Auch Varnhagen van Ense gibt darüber keine Auskunft, obwohl in seinen ›Biographischen Denkmalen‹ eine Anzahl von Anekdoten mitgeteilt ist, die Karl May offensichtlich gekannt und verwendet hat.³ Von dieser Anekdotensammlung hat Fritz Prüfer offenbar nichts gewußt, obwohl sie in Karl Mays Bibliothek stand; denn sonst hätte ihm ein Anachronismus auffallen müssen, der bis zum heutigen Tag in Band 42 der Bamberger Ausgabe steht. Auf S. 259 schreibt Prinz Eugen *im Fruchtmonat A.D. 1739* einen Brief an den Dessauer. Prinz Eugen starb aber schon 1736; das Datum 1739 kann also nicht richtig sein. Dieser Fehler tritt bereits im Erstdruck von 1879 (Reprintband. S. 203) auf, bei Varnhagen ist das Datum der geschilderten Szene mit 1729 historisch korrekt angegeben. Daß der Fehler auf Seiten Karl Mays (oder des Setzers) liegen muß, beweist das Datum des Antwortbriefes, das mit *September 1739* ebenso falsch ist, und wovon bei Varnhagen keine Rede mehr ist. Dieser Anachronismus durchzieht seit 1879 (Erstdruck des *Pflaumendieb*) sämtliche Nachdruck-Ausgaben. In diesem Fall hätte eine Bearbeitung des Fehlers gut getan, wenn er denn erkannt worden wäre.



Zusammenfassend also: In der Urfassung von 1875 ist von Leinefeld, geschweige denn Leinefelde, noch keine Rede. In der späteren Bearbeitung 1879, die übrigens unter dem Pseudonym ›Karl Hohenthalk‹ erschien, gibt es zuerst eine Leinefelder Straße und dann erst den Ort Leinefeld. Das Dorf im Eichsfeld dürfte schon damals Leinefelde geheißen haben, sonst hätte der Autor Arno Hentrich das in seinem Artikel sicher angemerkt. Da anno 1739 in Leinefelde kein Pachtgut vorhanden war, da Leinefelde nicht zu Anhalt-Dessau, sondern zum Hoheitsgebiet des Kurfürsten zu Mainz gehörte und da kein Gutspächter (weder Grunert noch Graul) dort lebte, so kann man nur folgern: *Der Pflaumendieb* von Karl May spielt nicht in Leinefelde.

³ Karl August Varnhagen van Ense: Biographische Denkmale. 8. Band. Leipzig ³1872.

Michael Dörflinger

Aus einer anderen Ecke: Wilhelm Heinrich Riehl und Karl May (I)

„Es gab in den Jahren 1860 bis 1900 wohl kaum ein gebildetes deutsches Haus, in dem Riehls Novellen nicht gerne gelesen worden wären [...]“.¹

Wer kennt ihn heute noch, den einst gelobten und geadelten, damals berühmten Professor Wilhelm Heinrich Riehl? Seine Werke verstauben in Regalen, sind hie und da in Antiquariaten zu finden, doch weder seine wissenschaftlichen Arbeiten, noch sein poetisches Werk, etwa die fünfzig kulturgeschichtlichen Novellen², werden noch aufgelegt.³ Dabei ist das wirklich schade, denn in beiden Spektren seiner extrem umfangreichen Publikationstätigkeit⁴ finden sich wie in einem trockenen Christstollen doch einige Rosinen. Eine davon ist sein vielleicht bester Novellenband ›Aus der Ecke‹⁵. Zu diesem Buch später mehr.

Wer war Wilhelm Heinrich Riehl? Als Sohn eines nassauischen Hofangestellten kam Riehl am 6. Mai 1823 in Biebrich (damals Residenz, heute Stadtteil von Wiesbaden) zur Welt. Seine Eltern beschreibt er in einer Weise, die dem Kenner von Karl Mays *Leben und Streben* irgendwie vertraut klingen:

„Meine Mutter war eine stille, bescheidene, gottergebene aber tapfere Frau, die den weiblichen Mut des Duldens, Ertragens und pflichttreuen Zugreifens in hohem Maße besaß.“ (Geramb, S. 52)

Meine Mutter war eine Märtyrerin, eine Heilige, immer still, unendlich fleißig, trotz unserer eigenen Armut stets opferbereit für andere, vielleicht noch ärmerer Leute. Nie, niemals habe ich ein ungutes Wort aus ihrem Munde gehört. Sie war ein Segen für jeden, mit dem sie verkehrte, vor allen Dingen ein Segen für uns, ihre Kinder. Sie konnte noch so schwer leiden, kein Mensch erfuhr davon. (LuS, S. 9)

-
- 1 Viktor von Geramb: Wilhelm Heinrich Riehl. Leben und Werk. Salzburg 1954, S. 272 [Im folgenden: Geramb]. Diese Biographie ist als Quellensammlung sehr wichtig. Wegen ihres stark überzogenen apologetischen Charakters darf den Bewertungen Geramb's jedoch nur bedingter Wert zugemessen werden.
 - 2 Wilhelm Heinrich Riehl: Durch tausend Jahre. Fünfzig kulturgeschichtliche Novellen. Meersburg/Leipzig 1937. 4 Bände. [im folgenden: Riehl, Novellen I, II, III, IV].
 - 3 Nur einzelnes kann man heute kaufen, etwa zwei Erzählungen, darunter die später noch besprochene: ›Rheingauer Deutsch‹, in der Reihe ›Hamburger Lesehefte‹, oder eine Betrachtung über die Pfälzer.
 - 4 Riehls Publikationen umfassen eine lange Bibliographie selbständiger, daneben hunderte von Artikeln und Aufsätzen (die Allgemeine Deutsche Biographie [ADB] nennt ein eigenhändiges Verzeichnis Riehls mit 670 Titeln allein in den Jahren 1841–1853, S. 366). Vorlesungen und Vorträge sind meist gar nicht schriftlich niedergelegt oder veröffentlicht worden.
 - 5 Wilhelm Heinrich Riehl: Aus der Ecke. Sieben Novellen. Stuttgart 1890. 3. Auflage (Erstausgabe 1874). [im folgenden: Riehl, Ecke].

Vom Vater, der nach einem schlimmen Unglücksfall seinen Lebensmut verloren hatte, meint Riehl: „[...] wie unglücklich mein reich begabter Vater geworden war, weil er sich nie mit dem hatte begnügen können, ›was Gott ihm beschieden‹ [...]“ (Geramb, S. 53). Auch diese Charakteristik erinnert an Mays Vater, den vielseitig talentierten, der immer unzufrieden war und allerlei Geschäfte trieb, um an Geld zu kommen. Riehls Vater verübte schließlich Selbstmord und ließ seine Familie in recht bescheidenen Verhältnissen zurück, Wilhelm Heinrich steckte noch mitten in der Schulausbildung. Später schreibt er über diese Zeit:

„Unter den niederschlagenden und erschütternden Eindrücken der letzten Jahre war mir das Bild des Großvaters wie eine Lichtgestalt immer stärker vor die Seele getreten [...]“ (Geramb, S. 52)⁶

Dieser Johann Philipp Giesen lebte zuerst als Schullehrer, ehe er die Stelle eines herzoglich-nassauischen Haushofmeisters bekleiden konnte. Sein Eintreten für den Bauernstand und sein Glaube als Lutheraner prägten den Enkel sehr.⁷ Mehrere Portraits dieses Mannes erkennt man in Riehlschen Novellen, zum Teil weist der Autor selbst darauf hin. Der Großvater war für Riehls Entwicklung höchst bedeutsam.

Eine Lichtgestalt im wahrsten Sinne des Wortes ist die Großmutter Karl Mays, wie sie uns der Enkel zeichnet, das Vorbild der Marah Durimeh, jener großen Leiterin und Idealfigur des Spätwerks. Sicherlich, die Väter führten ihre Söhne auf den Pfad der Bildung. Aber für Ideale waren sie nicht die geeigneten Vermittler. Diese bekamen sie von Großvater und Großmutter geschenkt. Besonders der Glaube Riehls wie Mays ist aus dieser Quelle geschöpft. Wir werden davon später noch hören. Riehls Großvater führte seinen Enkel jedoch nicht in das Reich der Märchen, sondern zu den Realien des Lebens.

Die Bildungslaufbahn Mays ist mit der des jungen Riehl überhaupt nicht zu vergleichen. Das Studium, das der arme Webersohn sich ersehnt hat, war Riehl möglich. Der mußte nach eigenen Aussagen zwar auch sehr darben, doch ist dabei sicher aber keinesfalls an eine Not wie die der sächsischen Weberfamilien Mitte des letzten Jahrhunderts zu denken. Riehl gewann eine allgemeine Bildung und vor allem einen Dokortitel. Eine Karriere als Journalist und später als Professor stand ihm nun weit offen. Sein Aufstieg verlief stetig: 1850 wurde er Redakteur des damals bedeutendsten deutschen Blattes, der Augsburger ›Allgemeinen Zeitung‹, 1854 berief ihn König Maximilian nach München, 1859 erhielt er eine Professur für Kulturgeschichte und Statistik an der Universität, der er später noch zweimal als Rektor vorstehen sollte. Daneben besetzte er die verschiedensten bedeutenden Ämter. Auch als Autor erhielt er schon früh seine Meriten. Davon konnte May nur träumen.

⁶ Dort wird nach den ›religiösen Studien eines Weltkindes‹ zitiert, die so etwas wie die Memoiren Riehls darstellen. (1. Aufl. 1894, 5. schon 1900).

⁷ Henry Simonsfeld: Wilhelm Heinrich Riehl. In: ADB 53. Leipzig 1907, S. 362–383, hier: S. 362.

Riehl, der sich eng an die herrschenden Kräfte lehnte, hatte mit der Obrigkeit keine Probleme.⁸ Gleich nach seinem Studium begann er als Schriftsteller zu arbeiten. Die Liste seiner geistigen Produkte allein aus den Jahren 1841–1853 zeigt uns einen Vielschreiber von 670 Titeln (ADB, S. 366). Sein Tätigkeitsfeld erstreckte sich von Kompositionen über Erzählungen bis hin zu kulturgeschichtlichen und sozio-geographischen Arbeiten. Vieles davon bildet die Vorstufe zur großangelegten ›Naturgeschichte des deutschen Volkes‹⁹. In Frankfurt und Karlsruhe bekleidete Riehl Redakteursstellen. Als die Märzrevolution von 1848 ausbrach, warb die gemäßigte Partei Wiesbadens um seine Beteiligung. Riehl kam – und vertrat seinen konservativen Standpunkt ganz unbeirrt. Dort war er auch drei Jahre lang Direktor des Hoftheaters (ADB, S. 368).

München ist berühmt für seine mäzenatischen Monarchen, die der Kunst wie auch den Wissenschaften zu großen Leistungen verhalfen. Man denkt sofort an Ludwig II., dazu noch an den ersten König dieses Namens. Max II., Nachfolger Ludwigs I. nach dessen Abdankung wegen der Affaire um Lola Montez, hatte ein Konzept gefaßt, wie der rückständige Agrarstaat Bayern auf den Weg zur Modernität zu führen sei. Er rief erfahrene und anerkannte Wissenschaftler und Künstler aus Norddeutschland an seinen Hof, so auch Geibel und Heyse, um München zu einem wichtigen Geisteszentrum auszubauen. Durch verschiedene Publikationen auf den jungen Riehl aufmerksam geworden, holte er diesen zu sich, um ihm eine Professur zu übergeben. Seit dieser Zeit lebte Riehl beständig in gesicherten Verhältnissen und finanziell sorgenlos. Solche Voraussetzungen, ein literarisches Werk zu schaffen, sind für jeden Autor sicher sehr angenehm.

Die volkskundlichen und sozialpolitischen Theorien, denen Riehl seine Berufung verdankte, gelten als überholt. Kritiker rückten ihn sogar in die Reihen derer, die dem Nationalsozialismus zugearbeitet hatten. In aller gebotenen Kürze soll hier ein Abriß seiner Thesen folgen.

Er betrachtete die Bevölkerung in den einzelnen deutschen Regionen, ihre Lebensumstände, ihren Charakter. Riehl wollte nicht vom Staat, sondern vom Volk ausgehen, um die Entwicklung des Landes zu erreichen. Dabei berief er sich auf den be-

8 Wie Riehl gesehen wurde, davon zeugt auch eine Besprechung seines ›Neuen Novellenbuches‹ durch keinen anderen als Richard Wagner. (Gesammelte Schriften und Dichtungen. Achter Band. Leipzig ³1897, S. 205–213). Wagner sieht in ihm den Vertreter eines Philistertums biedermeierlicher Prägung, der sich in politischen Dingen radikal anpaßt und Zuflucht in seinem Winkel findet.

9 Wilhelm Heinrich Riehl: Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. 1869. 4 Bände. Die einzelnen Teile werden nach der folgenden Ausgabe zitiert: 1. Land und Leute (1853) nach der 6. Aufl. 1867; 2. Die bürgerliche Gesellschaft (1851) nach der 5. Aufl. 1858; 3. Die Familie (1855) nach der 1. Aufl.; 4. Wanderbuch (1869) nach der Ausgabe: Wilhelm Heinrich Riehl: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes. Zusammengefaßt und hrsg. von Gunther Ipsen. Leipzig 1935 [im folgenden: Ipsen]. Ipsens Edition faßt Teile der vier Bände zusammen und stellt sie teilweise um. Wenn zitierte Abschnitte dort aufgenommen sind, stehen sie nach der zitierten Stelle unter dem zugehörigen Kürzel.

rühmten Ahnherren der Konservativen, auf Justus Möser¹⁰. Er, so Riehl, schaue die Eigenart des Volkes klar heraus, während die Enzyklopädisten ihr vorgefaßtes naturrechtliches System in das Volk hineinschauen.¹¹

Eine der Grundlagen seines wissenschaftlichen Ansatzes wurde das Durchwandern der Gegend, über die er schreiben wollte, sozusagen ein empirisches Vorgehen. Dabei bereitete er sich möglichst genau vor, indem er Geschichte und Geographie der Region studierte. Selbst die Ernährungsgewohnheiten waren für seine Analyse wichtig (etwa Weinmonokultur, Kartoffelland, Fleischkonsum), da er davon ausging, daß sie dazu beitragen, den Charakter der Menschen zu formen. Ein Beispiel für derartige Vorstellungen findet sich unten im Kapitel ›Rheingauer Deutsch‹.

Ein typisches Beispiel für seine eher poetische Methode der Analyse sei hier vorgestellt. In ›Land und Leute‹ vergleicht er die alten germanischen Linden- und Kastanienalleen mit den vor allem von Napoleon angeordneten Pappelalleen etwa der Mainzer Gegend:

„Die Pappel ist das ächte Sinnbild der von außen her aufgedrungenen Centralisation; sie ist der uniformmäßige Baum, den man in Reihen aufmarschiren lassen kann gleich einer Paradeordnung von Soldaten.“¹²

So zeigt Riehl, wie der Bewohner einer Gegend durch sein Umfeld geprägt wird. Möglich, daß dieser Ansatz oft übersehen wurde. Wie die vielen Beispiele, die Wilhelm Heinrich Riehl selbst gibt, zeigen, können die Ergebnisse solcher Reflexionen aber oft interessant sein. Wenn es darum geht, den Menschen Gleichheit zuzusichern, dann reagiert Riehl nur mit heftigem Kopfschütteln. Zum Beispiel:

„Die Demokratie will die stehenden Heere abschaffen im Interesse der allgemeinen Gleichheit. Welche Verblendung! Im Interesse der allgemeinsten Ungleichheit, im Interesse der Rückkehr zu einem völlig mittelalterlichen Einzelleben aller einzelnen Gaue und Winkel müßte man sie abschaffen.“ (Riehl, Land und Leute, S. 277)

Worauf wollte er hinaus? Nicht Gleichheit, unter der er Uniformität versteht, sondern Individualität soll das Leben bestimmen. Nun ist ja der Gleichheitsbegriff sicherlich ein sehr verzwicktes definitorisches Problem, denn ob Uniformität oder Gleichartigkeit, gleiche Rechte besitzend, etwa auch Identität: viele Bedeutungsinhalte stecken in den Köpfen der Menschen. Riehl wurde mit seiner Anschauung spätestens dann unzeitgemäß, als die Staaten Europas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ins Massenzeitalter eintraten. Die Individualität konnte durch Organisation und Rationalisierung nicht völlig erhalten bleiben. So verbirgt sich, auch wenn er selbst sich als Realisten sah, sehr viel Idealistisches in Riehls Ideen.

10 Justus Möser (*1720 in Osnabrück, † ebda. 1794) wirkte im Geist der Aufklärung und nahm Einfluß auf den Sturm und Drang, u. a. durch den Textabdruck in ›Von deutscher Art und Kunst‹. Hauptwerke: Osnabrückische Landesgeschichte (1768), Patriotische Phantasien (1774–78).

11 Riehl: Land und Leute, S. 12. Diese Gegensätzlichkeit bewegt sich in dem altbekannten Antagonismus von Organik und Synthese.

12 Riehl, Land und Leute, S. 68. Man sieht aber, wie Riehls Sicht auf die Dinge durch sein Vorwissen und seine Studien unbewußt filtert; hier etwa die Assoziation Napoleons mit Soldaten.

Von besonderer Bedeutung blieb für den konservativen Riehl die Autorität des Gesetzes, des Landesherren, Gottes. Er vertrat ein Ständekonzept, wie man es aus dem Mittelalter kennt, und daß er als existent voraussetzte in der Trennung von Adel, Bürger, Bauer, Arbeiter. Allerdings sah er innerhalb jedes Standes einen ›entarteten‹ Typus, der versucht, die Standesschranken zu durchbrechen. So ist ihm Luther der „großartigste Vertreter der geistigen Thatkraft des deutschen Bürgerthumes“ (Riehl, Gesellschaft, S. 154), der „sociale Philister“ (ebd., S. 218ff.) dagegen ein Negativbild, dem „Stumpfsinn gegen jegliches sociale Interesse, die gewissenlose Gleichgültigkeit gegen alles öffentliche Leben überhaupt“ (ebd., S. 218) zueigen ist. Dabei wendete sich Riehl betont gegen die Stadt als Zentrum des Kranken, der ›Nichtsnutzigkeit‹ (Ipsen, S. 250). Diese Einstellung fand man um die Jahrhundertwende weit bis ins 20. Jahrhundert hinein häufig. Sie gehörte zum Standard lebensreformerischer Programme. Das Proletariat, die Standeslosen, sind Leute, die aus der alten Kaste gefallen sind. Nicht nur die Arbeiter rechnete er dazu, sondern auch den verarmten Adel und arme Geistestätige, die keine adäquate Anstellung fanden. Diese sammelten sich oft in den Städten. Riehl warnte vor solchen Elementen. Diese Ideen sind als Reaktion auf den Vormärz und die Revolution von 1848 zu lesen. Sie bekunden ein biedermeierliches, retrogrades Denken. Vor allem auf die Gefahren für die bestehende Herrschaft, die er von den ›geistigen Proletariern‹ ausgehen sieht, erscheinen dem, der sich an die Regierung anlehnt, bedrohlich. Dem König von Bayern mußten solche Anschauungen sehr gefallen, denen die Autorität der Fürsten als unanfechtbar galt. Eine Sozialpolitik war um 1850 praktisch nicht vorhanden, abgesehen von wenigen privaten Maßnahmen – wir befinden uns mitten in der Zeit des Pauperismus –, so war es günstig, sich einen Mann zu holen, der sich mit der Materie beschäftigt hatte, der nicht trockene Zahlen regieren lassen wollte (ein Problem der Behörden, Statistik und Meinungsfragen ja auch der heutigen Zeit), sondern individuelle Lösungen anzubieten hatte. Ideal war es natürlich, daß er Lösungen versprach, die den bestehenden Herrschaftsrahmen zu sichern strebten.

Riehl gilt als einer der Begründer der Volkskunde. Doch seine Methode wird heute abgelehnt. Noch in den späten 70ern gab es um sie eine größere wissenschaftliche Debatte. Ein im Hinblick auf den ›Weltreisenden‹ Karl May wissenschaftlicher Forschungsansatz begegnet uns mit der Riehlschen Theorie des Wanderns. Im ›Wanderbuch‹ (1869, nach Ipsen) legt er sie dar. Zunächst ist wichtig, daß man diesen ›Bildungsurlaub‹ allein absolvieren soll.

„Nicht einmal in der Stadt soll man um den Weg fragen oder vollends gar in Droschken und Omnibussen fahren oder einen Lohndiener mitnehmen.“ (Ipsen, S. 47)

Vorher soll man sich mittels Fachliteratur intensiv auf die bereiste Gegend vorbereiten. Vor Ort soll man sich mit den Einheimischen unterhalten, um sich so ein genaues Bild der Eigenschaften dieser Region verschaffen zu können. Allerdings: „Zum Wanderstudium meiner Art taugen große Länder nicht, sondern kleine Landstriche.“ (Ipsen, S. 53) Dabei zeigt er schon selbst eine Grenze seines Verfahrens an. Bei weiten Teilen der Jugend war der ›Wanderprofessor‹ so angesehen, daß er „im Laufe der Jahre hunderttausende von Zuhörern begeisterte“ (ADB, S. 370).

Riehls Weg war wohl mit Holzplanken gepflastert. Der Ruf, den Riehl bei Gelehrten von Nietzsche bis Nipperdey genoß, war alles andere als gut. Das ist zum Teil durchaus verständlich, denn das Nebeneinander von blitzgescheiten Erkenntnissen und reinem Blödsinn, wie es bei manchem der konservativen Theoretiker, z. B. Lagarde, zu diagnostizieren ist, wirft immerhin ein Licht auf seine Schriften, das den Vorwurf des Dilettantismus laut werden läßt. Zwei typische Zitate dazu seien erlaubt:

“Durch alle ärztlichen Bedenken läßt sich’s der Bauer in manchen Gegenden immer noch nicht nehmen, seine Beinkleider durch den verderblichen, quer über den Magen geschnallten Ledergürtel zu befestigen; man könnte ihm weit eher ein neues Gemeindegesetz als neue Hosenträger aufzwingen.” (Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft, S. 47f; Ipsen, S. 227)

“Eine Frau, die an die Gleichstellung ihres Geschlechts mit den Männern denkt, muß bereits sehr viele konfuse Bücher gelesen haben.” (Riehl, Die Familie, S. 18; Ipsen, S. 175)

Nach diesen Grundsätzen arbeitete er für die Wissenschaft. Doch wie erholte sich der Professor am Feierabend von seinen Anstrengungen? Nach des Tages großen Mühen und Qualen frönte er nämlich einem ganz besonderen Freizeitvergnügen: er schrieb Novellen. In einer von ihnen, die sich autobiographisch gibt, wobei nicht recht klar ist, wo die Wahrheit aufhört und die Phantasie beginnt, genannt ›Abendfrieden‹ (in: Riehl, Novellen I, S. 5ff. ursprünglich im ›Neuen Novellenbuch‹, 1867), zeigt Riehl, welche Bedeutung der Feierabend für ihn hat:

„Was ich auf der Wiesbadener Landstraße begonnen [Riehl berichtet von seiner ersten erzählten Geschichte in der Kindheit. d. Verf.] , das habe ich seitdem in Büchern fortgesetzt: ich habe am Feierabend erzählt. Im ernsten Tagwerke scheue ich den Kampf nicht; in der Novelle suche ich den rein und heiter abgeschlossenen Stoff, das still anregende, nicht das wild aufregende Spiel des Lebens [...]“ (Riehl, Abendfrieden, S. 25)

Riehl – ein Feierabenddichter. Das Behagliche der Novelle wird ihm zur Entspannung vom Streiten des Tages. Wie denkbar schlecht paßt doch nur dieses Zitat zum poetischen Werk Karl Mays; ja es ist geradezu ein Gegenentwurf! Die Konzeption des Dichtens ist bei beiden nicht zur geringsten Deckung zu bringen. Und dennoch finden sich Spuren, die es nicht allzu kühn erscheinen lassen, die beiden zu vergleichen. Als Arbeitsgrundlage soll ein Band Novellen dienen, den Wilhelm Heinrich Riehl 1871 bis 1874 niederschrieb und noch 1874 publizierte. Es handelt sich somit um seine ersten Werke aus der Zeit des jungen Kaiserreichs. 1890 ist das Buch in dritter Auflage erschienen. 1937 fanden die einzelnen Geschichten räumlich voneinander getrennt Aufnahme in die Loewesche Sammlung von 50 Novellen (und Erzählungen) zu vier Bänden ›Durch tausend Jahre‹.¹³ Dieses Werk ist ›Aus der Ecke‹ benannt. Es hat zum Inhalt sieben Novellen und ein autobiographisches

13 Vgl. Anm. 2. Die Novellen dieser vier Bände, es sind praktisch alle, die von diesem Autor stammen, spielen in der deutschen Geschichte von der Völkerwanderungszeit bis zur Gegenwart Riehls. Er nennt sie ›kulturgeschichtliche Novellen‹. Der didaktische Zug seiner Texte wird durch diesen Begriff deutlich.

Vorwort, das den Buchtitel erklären soll. Es berichtet von einem Münchner Dichterkreis Riehl – Heyse¹⁴ – Geibel – Schack, dessen Zielsetzung im Bewahren von Ruhe und Behaglichkeit lag; in den Pausen machte man Hausmusik. Hier entwickelte Riehl seine Gedanken zur Novelle:

„Ich erzähle Geschichten am liebsten aus einer Zeit, die selbst bereits Geschichte geworden. Denn die Geschichte breitet Frieden und Versöhnung über den Kampf und ich möchte nicht im Byron'schen Sinne aufregen, sondern im Goethe'schen anregen, wenn ich erzähle.“ (Riehl, Ecke, S. XXI)

Wie er zu einem Stoff kommt, beschreibt er dem Leser an einem Beispiel: Ein eigenes Erlebnis wird umgeformt und in ein historisches Gewand gesteckt. Ganz ähnlich verfährt May der Erlebtes in die Exotik transponiert, also statt in die zeitliche in die räumliche Ferne schweift.

Riehl sitzt meerschampfeifeschmauchend in seiner biedermeierlichen Stube, voll des Bedürfnisses nach Harmonie, Ruhe und Behaglichkeit, und träumt von alten Zeiten. Aus diesem Geist heraus, dem Geist der von Nietzsche verlachten „Riehl'schen Hausmusik“¹⁵, entstanden sieben Novellen – so sind sie auf dem Titelblatt klassifiziert. Sie zu überprüfen, bleibt dem zweiten Teil vorbehalten.



Andreas Graf / Gerhard Wiechmann

„Karl May!“ – Wilhelm II. und die Yaqui-Indianer

Der wilhelminische Kolonialismus trieb in Deutschland zuweilen merkwürdige Blüten. Eine dieser Merkwürdigkeiten war der Kreuzer S.M.S. ›Nürnberg‹, der seit dem ›Boxeraufstand‹ ständig in Ostasien stationiert war und während der Zuspitzung des mexikanischen Bürgerkriegs an die mexikanische Westküste beordert wurde. Dort lebten in den Hafenstädten Guaymas (Bundesstaat Sonora) und Mazatlan bzw. umliegenden Haciendas (Cora, Ixtapa) einige Dutzend Deutsche. Diese sogenannte ›Westamerikanische Station‹ – dabei handelt es sich nicht um einen festen Stützpunkt, sondern um ein Gebiet, das von Feuerland bis Kanada reichte – sollte laut Planung seit 1871 ständig besetzt sein, wurde tatsächlich aber aufgrund mangelnder Einheiten nur sporadisch von deutschen Kriegsschiffen besucht. Die S.M.S. ›Nürnberg‹ unter ihrem Kommandanten Karl von Schönberg (1872–1914), der erst wenige Wochen zuvor das Kommando übernommen hatte, gehörte zum Kreuzergeschwader unter Admiral Spee und kreuzte zu Beginn des

14 Paul Heyse hatte in späteren Jahren viel an Riehl auszusetzen.

15 Friedrich Nietzsche: Die Geburt der Tragödie, S. 185 und 215; auch 175. In: Friedrich Nietzsche: Die Geburt der Tragödie/Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV/Nachgelassene Schriften 1870–1873. Kritische Studienausgabe. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin/New York² 1988. (= Kritische Studienausgabe Bd. 1).

Jahres 1914 vor der mexikanischen Küste. Ihr Kommandant sandte regelmäßig Berichte zur Lage in Mexiko nach Berlin, die von Kaiser Wilhelm II. gelesen und teils handschriftlich kommentiert wurden. Diese Berichte haben sich erhalten.¹

Im Bericht Nr. 13 mit Datum vom 14. Februar 1914, geschrieben auf der ›Nürnberg‹ im Hafen von Mazatlan, berichtet der Kommandant an den Kaiser von den Auseinandersetzungen zwischen den mexikanischen Regierungstruppen des Präsidenten Huerta, der im März 1913 durch Ermordung des Präsidenten Madero ans Ruder gekommen war, und den sogenannten ›Rebellen‹, die sich selbst ›Konstitutionalisten‹ nannten. Schönberg beschreibt in seinem Bericht ausführlich die Situation der Indianer im mexikanischen Bundesstaat Sonora. Und in diesem Zusammenhang fühlte sich Wilhelm II. an seine Karl-May-Lektüre erinnert. Da die Beziehung Wilhelms II. zu Karl May weitgehend ungeklärt ist, sollen die entsprechenden Passagen aus dem Bericht des Kommandanten hier ausführlicher dokumentiert werden.

„Einen bedeutenden Faktor in den [...] Kämpfen bildeten die verschiedenen Indianerstämme, besonders der der Yaqui's. Diesem mächtigen und tapferen Stamme [...] hatten ungeheure Ländereien gehört; diese wurden ihnen jedoch von den Mexikanern auf mehr oder weniger verräterische Weise abgenommen. – Der Stamm blieb im allgemeinen unabhängig und unbesiegt, trotzdem verschiedene Kriegszüge gegen ihn unternommen worden sind. Ein Teil des Stammes unterwarf sich (geringsten Teils wirklich, meistens nur vorübergehend, oft als Spion dienend), sie leben in Dörfern als Land-, in Guaymas als Hafenarbeiter in elenden Hütten [...]“ (S. 2f.)

„Eine grosse Gefahr für Sonora bilden zur Zeit die Indianer (im Ganzen angeblich etwa 25.000) besonders die Yaquis, die wirkliche Ursache zu Zorn und Hass gegen die Mexikaner haben, und vielfach wird angenommen, dass sie denselben auf alle ›Weißen‹ ausgedehnt hätten. Ist dies der Fall, und es erscheint fast so, so wäre dies sehr schlimm, denn durch die vielen halben Massnahmen haben sie, das ist sicher, jede Furcht vor den weißen Soldaten verloren. Kommen sie plündernd und, wie anzunehmen ist, betrunken, in die Stadt, so ist die Lage eine überaus schwierige. Es wäre dann zu hoffen, daß die Deutschen und ihre Familien vorher in Sicherheit (auf Schiffe oder Inseln) gebracht sind, sonst muss dies durch das geschlossene Landungs[...] erfolgen, wobei jedoch mit großen Verlusten gerechnet werden müsste, selbst Vernichtung ist nicht ausgeschlossen. – Was von den Yaquis erwartet werden kann, erhellt folgende Begebenheit, die hier in aller Munde ist und mir von einwandfreien Leuten bestätigt wurde. – Vor einigen Jahren wollten die beiden, gerade erwachsenen, Töchter eines mexikanischen Grossgrundbesitzers von Guaymas nach der väterlichen Besitzung in der Sierra Madre zurückkehren. Ihre Begleitung bestand aus dem Bräutigam der Einen (Schweden), 20 eigenen Vaqueros (= Cowboys) und 200 Soldaten, alle wohlbewaffnet. Die Karawane wurde von den Yaquis überfallen, die Soldaten (die zu der Zeit Weisung gehabt haben sollen, nichts ernstliches gegen diesen Stamm zu unternehmen) liefen davon. Die Vaqueros und der Schwede verteidigten sich, solange sie eine Patrone im Gürtel hatten (die letzte des Schweden soll der Braut gegolten haben,), dann sind die Überlebenden mit Lassos gefangen und

1 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg/Breisgau BAMA RM 5/5824. Der Bericht umfaßt 24 Schreibmaschinenseiten mit zahlreichen handschriftlichen Vermerken Wilhelms II.

aufs Fürchterlichste zu Tode gemartert worden; Einzelheiten eignen sich nicht zur Wiedergabe. – Die übrigen Indianerstämme sind friedlicher, vor längerer Zeit (20 bis 30 Jahren) war freilich eine Apachenbande der Schrecken des Grenzlandes und es ist nicht ausgeschlossen, dass die bei der Dauer der Unruhen wieder eintritt.“ (S. 9–11)

Zahlreiche Passagen im gesamten Bericht hat der deutsche Kaiser unterstrichen und mit Randbemerkungen versehen. Diese bestehen meistens nur aus einigen Worten. Im zitierten Textausschnitt beispielsweise kommentierte Wilhelm II. den Halbsatz „selbst Vernichtung ist nicht ausgeschlossen“ mit der Bemerkung „na, na!“ Die Passage danach, in der von dem Yaqui-Überfall die Rede ist, kommentierte Wilhelm II. ebenfalls am Rand: Und zwar mit einem unterstrichenen und mit Ausrufezeichen versehenen „Karl May!“ Offenbar hatte also der Bericht Schönbergs über die Aufstände in der Sonora und die daran beteiligten Yaqui-Indianer den deutschen Kaiser an seine Karl-May-Lektüre erinnert.

Das ist natürlich schon deshalb interessant, weil offenbar beide gegenseitig ihre Posen – vor allem die herrischen – voneinander abgeschaut haben: der Kaiser vom Schriftsteller und umgekehrt. Die Posen Karl Mays auf seinen Old-Shatterhand-Kostümfotos sind entsprechenden Bildern von Wilhelm II. abgeschaut und dieser wiederum hat z. B. in seinen Reden immer wieder eine kraftmeierische Attitüde zur Schau gestellt, die an angebliche Züge Old Shatterhands erinnert. Eine eingehende Untersuchung dieses ganzen Sachkomplexes steht noch aus, wäre aber zweifellos ein nicht unwichtiger Beitrag zur deutschen Mythologie der vergangenen hundert Jahre.²

An welche Passagen im Werk Mays der Kaiser dabei gedacht hat, ist relativ genau zu klären, denn Yaqui-Indianer kommen im Werk Karl Mays nicht gerade häufig vor. Die bekanntesten Passagen finden sich im ersten Band von *Satan und Ischariot*, der 1897 erschienen ist. Das erste Kapitel dieses Romans beginnt mit dem Satz:

Sollte jemand mich fragen, welches wohl der traurigste, der langweiligste Ort der Erde sei, so würde ich, ohne mich lange zu besinnen, antworten: Guaymas in Sonora, dem nordwestlichsten Staate der Republick von Mexiko. (Satan und Ischariot I, GR XX, S. 1)

Der immer wieder in die Handlung eingreifende Indianerstamm ist in diesem Roman der der Yumas, jedoch werden die Yaquis en passant erwähnt und auf diese Weise erzählerisch zwanglos im gleichen Terrain plazierte. Beispielsweise heißt es:

Ein Sioux- oder Crow-Indianer versagt einem weißen Jäger seine Achtung nicht, auch wenn derselbe in Lumpen erscheint; ein Pimo oder Yaqui aber kann sich weit schwerer darein finden, eine schlecht gekleidete Person für einen tüchtigen Mann zu halten. (Satan und Ischariot I, GR XX, S. 241)

2 Es erscheint angebracht, diese Analyse nicht zugespitzt auf die zwei Personen durchzuführen; zu berücksichtigen wäre, daß die Ikonographie der Photographie in dieser Zeit eine relativ beschränkte ist. (gk)

Möglicherweise bezieht sich die Randbemerkung Wilhelms II. aber gar nicht auf die Yaquis im besonderen, sondern auf den erwähnten Indianerüberfall im allgemeinen; und davon gibt es im Werk Karl Mays bekanntlich überreichlich viele. Deutlich ist aber jedenfalls: der deutsche Kaiser hatte offenbar, wenn er Geheimberichte aus exotischen Weltgegenden entgegennahm, jene literarischen Vorformungen mit im Kopf, die Karl May seinerzeit von eben diesen Gegenden entworfen hat. Das ist ›hochinteressant‹ (würde Karl May gesagt haben), denn damit erschließen sich der Wirkungsforschung zu diesem Schriftsteller neue, ungeahnte Räume. Bisher war man eher von allgemeinen Übereinstimmungen in Erscheinungsbild und Ausdrucksweise dieser beiden Repräsentanten ihrer Epoche ausgegangen, die freilich über das Zufällige weit hinausgehen. Mit dem vorliegenden Fund sind Ansätze zu einem vertieften Verständnis der entsprechenden Zusammenhänge gefunden. Man kann sich übrigens die fragliche Gegend, Mexikos Westküste, nicht gottverlassen genug vorstellen. Wichtigstes Orientierungsmittel des Kommandanten von Schönberg war ein englischer Reiseführer. Ursprünglich gab es nicht einmal verlässliche Seekarten. Zwischen 1867 und 1914 hatten Schiffe der deutschen Flotte die ›Westamerikanische Station‹ überhaupt nur drei- bis viermal besucht, obwohl nach den verschiedenen Flottengründungsplänen eigentlich ständig ein Schiff zwischen Vancouver und Punta Arenas/Chile unterwegs sein sollte. Insgesamt hat Kommandant von Schönberg an die dreißig Berichte zur Lage Mexikos von Bord der ›Nürnberg‹ nach Berlin geschickt. Der Kreuzer wurde Anfang Juli 1914 durch die ›Leipzig‹ abgelöst, erfuhr auf der Rückfahrt vom Kriegsausbruch und wurde dann in die Südsee beordert. Die ›Nürnberg‹ nahm an der Seeschlacht vor Coronel teil und wurde am 8. Dezember 1914 in der Seeschlacht vor den Falkland-Inseln versenkt. Von der Besatzung überlebten nur sieben Mann; Schönberg ging mit dem Schiff unter. Angeblich hielten die letzten Leute noch eine Reichskriegsflagge hoch; jedenfalls hat der Marinemaler Bohrdt daraufhin das berühmte Bild vom letzten Mann gemalt, eines der bekanntesten Propagandabilder des 1. Weltkrieges.

Und genau zu der Zeit, als im Westen die letzten freien Indianerstämme von US-Soldaten abgeschlachtet und die wenigen Überlebenden in trostlose Reservate gesperrt wurden, entstand an der zivilisierten Ostküste wie auch in Europa jenes romantische Indianerbild, das heute noch in der amerikanischen und besonders der europäischen Gesellschaft nachwirkt. Dazu haben nicht wenig literarische Grimassen, wie die des Super-Kitschiers Karl May um die Jahrhundertwende, beigetragen.

(Michael Korth im Vorwort zu: Willam Arrowsmith/Michael Korth (Hg.): *Meine Worte sind wie Sterne, Sie gehen nicht unter*. München 1986, S. 9).

Karl Serden †

Mit der Pastrana reisen

In Mays Schriften gibt es sprachliche Feinheiten und spannende Glanzstücke und als weitere hübsche Merkwürdigkeiten dialogfreudiges Fabulieren wie auch bildhaftes, blumenreiches Beschreiben. Hinzu kommt als Überraschung das Vermitteln so mancher Weltkenntnis und das anekdotenhafte Wortspiel. Allerdings sieht sich der heutige Leser ab und zu genötigt, die erklärenden Fußnoten auf den Buchseiten zu beachten, denn die Jahrzehnte nach der Niederschrift haben doch manche Konturen neu gesetzt.

Bei einem May-Palaver in Hohenstein-Ernstthal fragte ein Mitglied aus der Gegend von Stuttgart nach dem Sinn, nach der Aussage des Satzes ›mit der Pastrana reisen können‹. Die jungen Leute zuckten mit der Achsel; niemand in der Runde vermochte eine befriedigende Erklärung zu geben. In *Von Bagdad nach Stambul* (GR III, S. 67) heißt es:

Es war wirklich außerordentlich, was dieser edle Bannahkurde für einen Bartwuchs besaß. Ich hatte so etwas fast noch gar nicht gesehen. Er hätte getrost mit der Pastrana reisen können.

Eine Fußnote fehlt. Der Bekanntheitsgrad des Wortes machte damals einen erklärenden Hinweis überflüssig. In der Bamberger Ausgabe, mir liegt ein Band der Auflage 300.–309. Tausend vor, ist der Pastrana-Text gestrichen. Der zunächst noch rätselhafte Vergleich hat sich in den grünen Bänden aber trotzdem erhalten – und zwar in *Winnetou I. Die Freiburger* (GR VII, S. 445) und Bamberger Edition (Auflage 730.–739. Tausend, 410) sind hier übereinstimmend.

Man mußte Sam ansehen, um vollständig beruhigt zu sein. Die übermäßig großen Füße, die dünnen, krummen Beinchen, dann das Gesicht, o weh! Er glich einer männlichen Pastrana mit einem Geierschnabel im Gesichte.



Antio Pastrana.

In der Bamberger Ausgabe erläuterte der Lektor den Begriff in einer Fußnote: „Julia Pastrana, eine Mexikanerin, gehörte zu den sogenannten Haarmenschen, deren Körper, vor allem das Gesicht, ein außergewöhnlicher Haarwuchs bedeckt.“

Der Name Pastrana war vor 100 Jahren ein geläufiges, verständliches Wort. May nahm es geschickt und sinnvoll in seinen Erzählfluß auf. Die Zeitschrift ›Das Buch für Alle‹ (Stuttgart 1874) berichtet unter dem Titel ›Allerhand Naturspiele – Merkwürdige Menschen‹ über das Thema, das man ›Teratologie‹ oder ›Lehre von den Mißbildungen und Mißgeburten‹ nennt. Zu dem Konterfei der Pastrana ist zu lesen:

„Die behaarte südamerikanische Indianerin Julia Pastrana, die ›menschliche Bärin‹, welche vor mehr als einem Jahrzehnt sich in Europa sehen ließ. Letztere war sonst am Körper ganz wohlgebildet und hatte sogar eine sehr schöne Büste und fein entwickelte Hände und Füße, und eine sehr starke Stimme, aber einen förmlichen Bart, und war am ganzen Leibe behaart und zwar mit langen, schwarzen, straffen Haaren, welche beinahe die Dicke von Roßhaar hatten.“



Nachtrag zu Nr. 121

In seinem Beitrag ›An solchen eigenartigen Bezeichnungen ist stets Wahres‹ (M-KMG 121/1999, S. 10–12) knüpft H. Achmed Schmiede an den Namen ›Halef‹ die Vermutung, Karl May habe ihn in Anlehnung an das arabisch-türkische ›Khalef‹ = Nachfolger bzw. Stellvertreter (in diesem Fall bezogen auf die Beziehung zwischen Kara Ben Nemsî und Hadschi Halef Omar) gebildet.

Hierzu ist anzumerken, daß Walther Ilmer in seinem Buch ›Karl May – Mensch und Schriftsteller. Tragik und Triumph‹ (Husum 1992, S. 83–88) ausführlich über den Namen Halef referiert und – von Arabisten gestützt –. ausgehend von der frühmittelalterlichen arabischen Gedichtsammlung ›Die Kasside des Chalef elahmar‹, zum gleichen (begründeten) Ergebnis gelangt ist wie jetzt Achmed Schmiede.

Der Name Sternau wurde in der gleichen Form bereits von Jürgen Pinnow: ›Neues zu Inn-nu-woh, Winnetou ...‹, SoKMG 95/1993, S. 5f., erklärt. (gk)

Wilhelm Brauneder

Die Wiener Lizenzausgabe: Zweite Ergänzung

Zum bisher Gesagten¹ sind Bestätigungen, Ergänzungen und Korrekturen anzubringen, und zwar zufolge einer Verbreiterung der Quellenbasis. Dazu zählen weitere ›Karl-May-Rundschreiben‹ von Ludwig Patsch², mir von Anton Haider/Pettnau lebenswürdigerweise überlassen, wertvolle Mitteilungen von Wolfgang Hermesmeier³ sowie die Dissertation von Emanuel Kainz, ›Das Problem der Massenwirkung Karl Mays‹, Wien 1949. Diese Arbeit wurde am 14. Jänner 1949 zur Begutachtung eingereicht, gibt also einen Wissensstand mit Ende 1948 wieder. Die folgenden Ausführungen gliedern sich in jene Abschnitte wie mein eben zitierter Beitrag zur Wiener Lizenzausgabe von 1996⁴, worauf hier mit der bloßen Seitenzahl in Klammer verwiesen wird.

Vorbemerkung

Was die Lizenzvergabe nach Hamburg anlangt, so berichtet Kainz wie folgt: „Lizenzausgabe des Verlages Robert Mölich, Hamburg: ›Weihnacht‹. Auflage zunächst 10.000“ (Kainz, S. 63). Die Angabe „Mölich“ scheint nun in Widerspruch zu „Globus“ (S. 159) zu stehen, ist dies jedoch in der Sache nicht. Wie Hermesmeier und Schmatz recherchierten⁵, wurde „Globus“ 1947 als Tochter des Mölich-Verlags gegründet. Vor Heinemann hatte also, so seien Hermesmeier und Schmatz ergänzt, schon Kainz auf Mölich hingewiesen. Allerdings bleibt, in Übereinstimmung mit den beiden eben genannten Autoren, die Frage offen nach seiner Information, die eben nicht aus den Buchexemplaren des Globus-Verlages, wo Mölich gar nicht erwähnt wird, stammen kann. Nach der Auskunft von May-Kennern wie W. Ilmer hatte Patsch den Dissertanten Kainz mit Material gefüttert, wofür es auch (zumindest) ein Indiz von Patsch selbst gibt, der einmal schreibt: „O jerum, es ist doch just in Wien von Dr. E. KAINZ das ›Problem der Massenwirkung Karl Mays‹ aufgerissen worden“⁶. Interessant ist, daß Kainz zu Ende 1948 nur Kenntnis davon hatte, daß „nach dem Krieg erst zwei Lizenzen erteilt [wurden], was nur aus Verlagsinteressen geschah und nicht, weil keine Nachfrage vorliegt“ (Kainz, S. 63). Die Lizenzvergaben nach Heidelberg und Bamberg waren ihm zu diesem Zeitpunkt offenbar noch unbekannt.

1 Dieses: Wilhelm Brauneder: Die Wiener Lizenzausgabe. In: Ders.: Karl May und Österreich. Husum 1996, S. 159ff.

2 Zit. als PatschRS.

3 Vgl. M-KMG 118/1998, S. 53ff.

4 Vgl. Anm. 1.

5 Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz: Zur Auflagenzählung der Gesammelten Werke 1913–1945. In: M-KMG 118/1998, S. 65, Anm. 46.

6 PatschRS 74/6.7.1953, Pkt. 7.



Abb. 1. Band 28 der Wiener Lizenzausgabe *Im Reiche des silbernen Löwen* mit gegenüber der Radebeuler Ausgabe abweichendem Titelbild.

Äußeres Erscheinungsbild

Mehrfach wurde gerade von den Zeitgenossen zur Wiener Lizenzausgabe betont, daß sie in ihrem Erscheinungsbild den gewohnten ›Grünen Bänden‹ entspreche (S. 160). Nach Kainz war Ueberreuter (zu Ende 1948) „der bisher einzige Verlag, der die Erlaubnis erhielt, die Werke Karl Mays in der Originalaufmachung des KMV., die ›Grünen Bände‹, herauszugeben“ (Kainz, S. 63). Damit stimmt überein, daß die ersten Lizenzbände aus Hamburg die Grünen Bände nur nachahmten (S. 160). Ihr Monopol behielten die Wiener Halbleinen-Bände freilich nicht bei. Die Ganzleinen-Bände aus Bamberg und Heidelberg entsprachen den entsprechenden Vorkriegsausgaben noch mehr. Aber nicht nur dies: Entgegen dem 1996 Gesagten (S. 161) hatte es Radebeuler Halbleinenausgaben auch mit farbigem Deckelbild gegeben – also eine Vorlage für Wien – wie dann solche auch aus Hamburg (z. B. Band XII/2. Auflage) und Bamberg (z. B. Band XXXVI/486.–505. Tausend).

Bei identischem „Grundbild“ (S. 161) weicht außer Band XXVII auch Band XXIX von der Bamberger Ausgabe ab.

Sowohl die Wiener wie die Bamberger Ausgabe zeigen zwar in gleicher Weise einen knienden Beter vor einem hell ausstrahlenden Licht – doch gibt es gravierende thematische wie farbliche Unterschiede. Während der Beter in Bamberg aus Fleisch und Blut ist, ist er in Wien grau versteinert. In Bamberg kniet er vor einem Gewässer, das sich im dunkelblauen Hintergrund verliert, in Wien vor einem blau strahlenden See, begrenzt von einem grünen Ufer mit weißem Gebirgszug in Hüfthöhe des Beters, dessen Kopf die gelb in das dominierende Orange des Himmels ausstrahlende Sonne verdeckt. In Bamberg hingegen ist das Objekt der Anbetung eine sich über dem Haupt des Knienden erhebende Gottesgestalt mit weiß-bläulicher Ausstrahlung. Das Wiener Deckelblatt dominiert also eine gelb-orange Sonnenstrahlung, kein Gottesbild, dieses hingegen die Bamberger Ausgabe mit ihrem vorherrschenden Blau. Objekt der Anbetung und Stimmung sind also klar unterschiedlich. Rückblickend auf ebensolche Deckelbilder bedeutet dies, daß die Wiener Ausgabe deren Tradition eher fortführt als die Bamberger. Den Beter vor strahlendem Firmament zeigt beispielsweise Band IL *Himmelsgedanken* (11.–18. Tausend), und zwar wohl wie in Wien ›versteinert‹, nämlich ockerfarben; wie hier begrenzt

den See das jenseitige Ufer mit einem Gebirgszug, der wie das Firmament in strahlend gelbem Glanz liegt – allerdings geht er, dies wie in Bamberg, von einer Gottesgestalt aus, die aber im Gelb kaum sichtbar ist, so daß das Firmament mit Gelb dem Gelb-Orange von Wien wesentlich näher kommt als dem Weißlich-Blau von Bamberg.

Titel

Eine Verlagsreklame vom Oktober 1951 führte, wie bereits erwähnt (S. 168), unter „In Vorbereitung“ u. a. folgenden Titel auf: „Band XXVIII: Die Verschwörung der Schatten“. Denselben Titel lesen wir auch auf einigen der weißen Schutzumschläge, beispielsweise der Bände IX und XXI, als Titel innerhalb der Gesamtausgabe der *Gesammelten Werke*, und zwar als 2. Band von *Im Reiche des Silbernen Löwen I–IV*. Was sich äußerlich bloß als anderer Titel gegenüber bisher – *Im Reiche des Silbernen Löwen III* – wie späterhin – *Im Reiche des Silbernen Löwen* – darzustellen scheint (so noch S. 168), war offenkundig in Wirklichkeit die neue Bezeichnung eines ›neuen Karl May‹, was daher unten unter „Herausgeber und Bearbeiter“ erläutert wird.

Landkarten

Mit ihrer Landkartenausstattung setzte die Wiener Ausgabe eine Pioniertat, der andere sodann nachfolgten, allerdings nicht erst die Bamberger Ausgabe 1962 (S. 171). Band XXI/Heidelberg (151.–160. Tausend) besaß gleichfalls schon Landkarten, aber eben deshalb, weil diese Auflage in Wien gedruckt wurde! Dies gilt auch für Ausgaben der Buchgemeinschaft Bochum.

Erscheinungszeiten

Zum bisher angenommenen Auslieferungsdatum der ersten Lizenzbände, nämlich 25. November 1948 (S. 177), nennt Patsch noch ein weiteres: Am „28. 11. waren die KM-Bände 1 & 2 in der Wiener Ausgabe an alle Buchhandlungen ausgegeben“⁷. Da nicht angenommen werden muß, daß alle Buchhandlungen gleichzeitig beliefert wurden, könnten beide Angaben richtig sein.

Auflagen der Lizenzausgabe

Zu dem 1996 Berichteten konnte mittlerweile nachgetragen werden⁸, daß von Band II 1952 noch eine 5. Auflage erschien (J 51/5), nämlich das 348.–355. Tausend.⁹ Weiters nachzutragen ist nun zu den Lizenzbänden I und II noch die jeweils 2. Auflage sowie zu Band 1 auch die 3. Auflage und eine 5. Auflage (S. 203):

7 PatschRS 74/6.7.1953, Pkt. 5.

8 Wilhelm Brauner: Eine Ergänzung zur Wiener Lizenzausgabe. In: KMG-N 117/1998, S. 36.

9 Nicht wie ebd. druckfehlerteuflich vermerkt 548.–355. Tausend, was aber ohnedies keinem Leser aufgefallen zu sein scheint.

- I: 2. Aufl. = 311.–325.: „1948“; J 50/2
 I: 3. Aufl. = 326.–335.: „1948“; J 50/3
 II: 2. Aufl. = 273.–287.: „1948“; J 51/2
 II: 5. Aufl. = 348.–355.: 1954; J 51/5

Damit bestätigt sich die Feststellung von 1996, daß es vor dem 30. März 1949 von den beiden ersten Bänden zumindest eine zweite Auflage gegeben haben muß (S. 184). Damit stimmen auch die Angaben von Kainz überein, denn er hielt zum Jahresende 1948 fest (Kainz, S. 63), es seien die beiden ersten Bände „in einer Auflage von je 10.000 + 5.000 Stück erschienen“. Patsch schrieb rückblickend 1953¹⁰, die beiden ersten Bände wurden gleich nach ihrer Auslieferung „so stürmisch begehrt, daß wir [...] noch zwei Auflagen im gleichen Jahr herstellen mußten“. Nimmt man einerseits Patsch wörtlich – „noch“ (!) zwei Auflagen –, dann hätte es von den beiden ersten Bänden bereits 1948 insgesamt drei Auflagen gegeben. Da nun aber die 3. Auflage von Band II wohl eindeutig für 1950 feststeht (288.–297. Tausend: S. 203), ist wohl eine der zwei weiteren Auflagen von Patsch eher als Nachdruck der Erstauflage zu werten. Ob Patsch allerdings mit „noch zwei Auflagen im gleichen Jahr“ zu trauen ist? Dies würde nämlich bedeuten, daß von Band I sowie Band II in der kurzen Zeit des Dezember 1948 je zwei weitere Auflagen gedruckt, gebunden und ausgeliefert worden wären! Man könnte Patsch freilich auch so verstehen: „noch zwei Auflagen“, nämlich je eine von beiden Bänden, was mit Kainz übereinstimmte und daher wahrscheinlicher ist.

Nachzutragen sind weiters folgende Auflagen:

- IX: 3. Aufl. = 412.–419.:; J 77/3
 XIV: 4. Aufl. = 371.–376.: 1954; (J 67/4)
 XXXVI: 3. Aufl. = 602.–611.: (1954; J 108/3)

Einige Vermutungen verstärken können die Mitteilungen von Hermesmeier: Zu Band XV ist zur 2. Auflage als Erscheinungsjahr 1951 nachzutragen, bei der 3. Auflage ein Druckfehler auf J 68/3 zu korrigieren; bestätigt haben sich die J-Ziffern von Band VI/3. Auflage, Band VII/2. Auflage, Band LI/1. Auflage, so daß hier die Klammern zu streichen sind (S. 203f.).

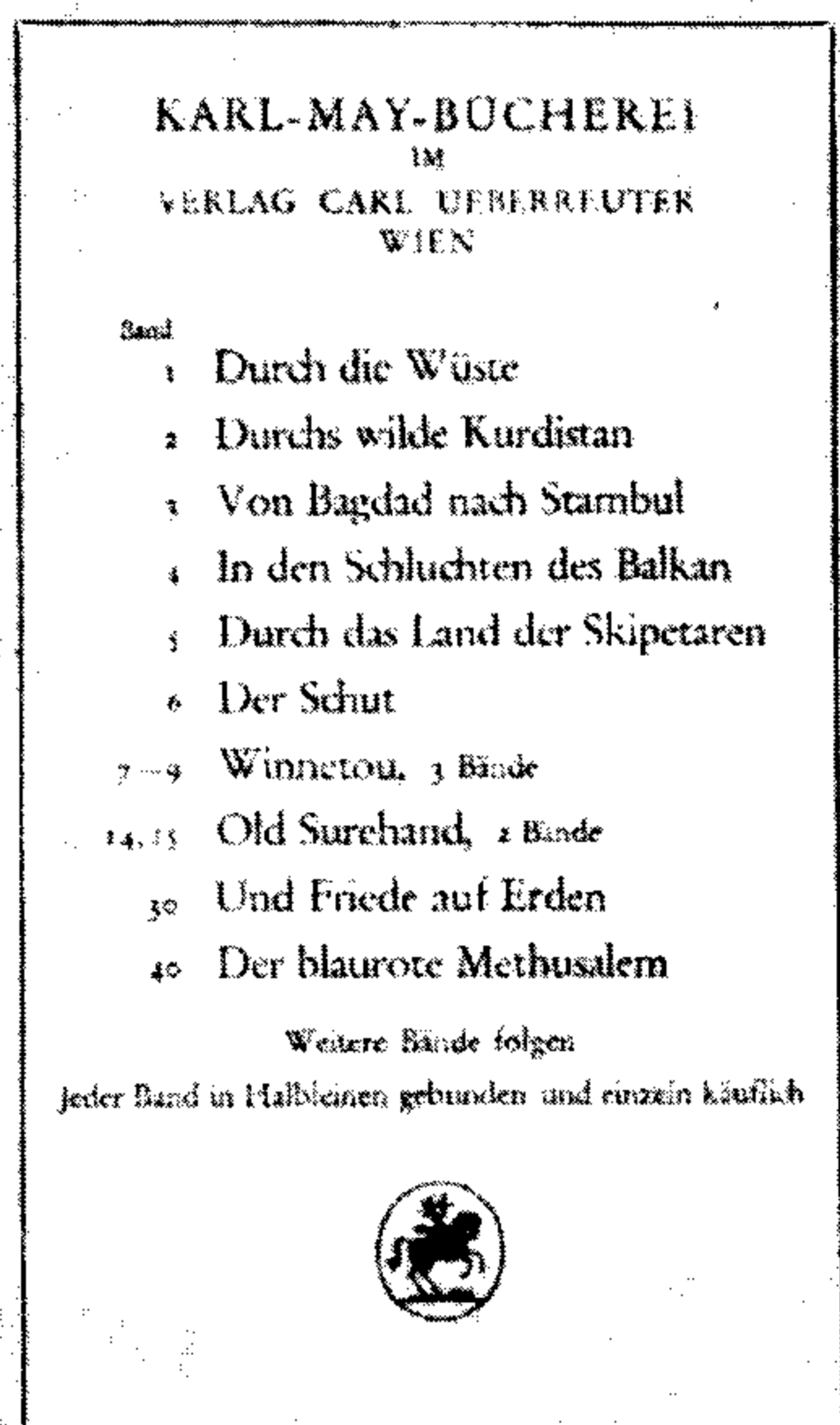
Die gemäß GV nach Auslaufen der Lizenzen 1954 erst 1956 erschienene 4. Auflage von Band VII (S. 182) wird wohl noch 1954 hergestellt worden sein, denn das anschließende 514.–543. Tausend erschien 1954 in Bamberg. „Aus welchen Gründen die Ausgabe dann erst 1956 erschien, müßte noch näher untersucht werden“ (so Hermesmeier an den Verfasser).

Von grundsätzlichem Interesse zur Auflagengestaltung ist die Feststellung bei Kainz, es seien die Auflagezahlen „bei allen Lizenzausgaben verhältnismäßig gering, ausgenommen die Feldpostausgaben beider Kriege. Es darf aber nicht Wunder nehmen, wenn sich der KMV. nicht selbst die Konkurrenz in den Nacken setzen wollte und darum zu allen Zeiten nur sehr sparsam mit Lizenzen umging“ (Kainz, S.

¹⁰ PatschRS 74/6.7.1953, Pkt. 5.

63). So waren nicht nur die Wiener Erstauflagen von 1948 rasch verkauft, sondern auch die anderen Bände. Offenkundig rasch verkauften sich z. B. die 1951 erschienenen Bände XXVI und LI (S. 180), denn Patsch berichtet schon im Jänner 1952¹¹ von Band XXVI, „daß er zu Weihnachten aus war“, nämlich 1951, und zu Band LI: „Gleich ausgezeichneter Erfolg“¹², da „die ersten Bindequoten im Handumdrehen ausgegeben waren!“ Im März 1953 gab es eine parallele Erfolgsmeldung, denn „in den beiden ersten Monaten 1953“ waren „noch die Bände No. 51 und 54 vergriffen“, wozu bemerkt wurde: „Auch hier erfolgen Nachdrucke!“¹³. Von Band XXVI ist bislang keine 2. Auflage nachweisbar, von den hier in Rede stehenden *Waldrösch*-Bänden erschien eine 2. Auflage ab 1953 (S. 204).

Andererseits verkauften sich einige Bände doch nicht gut, denn am 31. Oktober 1951 teilte Patsch Haider folgendes mit: „ZB der Band 40 ›geht‹ nicht so wie die anderen!“. Grundsätzlich aber ›ging‹ Karl May gut, denn einige Zeilen zuvor stellt Patsch fest, es habe „die Zahl der Mayliebhaber o. dergl. [...] erschreckend abgenommen“, fügt aber sogleich an: „Ich meine nicht die der Leser (da ists just umgekehrt)“¹⁴.



KARL MAY'S
WERKE

40

Der
blaurote
Methusalem



KARL-MAY-BUCHEREI
IM VERLAG
CARL UEBERREUTER
WIEN



Abb. 2. Schutzumschlag von Band 40 der Wiener Lizenzausgabe *Der blaurote Methusalem*. Das Titelbild unterscheidet sich im Detail vom Bamberger Band.

11 Patsch RS 56/12.1.1952, Pkt. 6.

12 Ebd., Pkt. 6-A.

13 PatschRS 67/30.3.1953, Pkt. 1.

Herausgeber und Bearbeiter

Patschs Bearbeiterrolle beschränkte sich bei weitem nicht bloß auf die Wiener Lizenzausgabe. Im Jänner 1952¹⁵ lesen wir beispielsweise: „Für die KM-Bücherei Bamberg habe ich eine einmalige Durcharbeitung von Band 25 und 50 vorgenommen“; in Wien erschienen sie erst Ende Oktober 1953 (S. 182). Auch die Bearbeitung der Silberlöwen-Bände betraf sämtliche Ausgaben. Auf das Äußerliche, nämlich die neuen Titel, wurde schon oben (›Titel‹) hingewiesen. Doch ging es um mehr als nur eine neue Titulatur. 1952 berichtet Patsch wie folgt¹⁶: „Eine Zeitlang war geplant, als Band 28 eine romantische Fortsetzung der Sillan-Abenteuer zu bringen und in 29 durch kompressen Satz und wohltätige Kürzungen/Straffungen die ›symbolische‹ Fortsetzung aus den bisherigen 28 und 29 darzubieten. Für diesen Band“ – nämlich den neuen Band 29 – „lagen 2 Fassungen vor: Die eine befriedigte weniger, die zweite – über meine Veranlassung entstanden – mußte leider aus Gründen, die hier nicht zur Debatte stehen, auch entfallen: Es bleibt also bei den beiden ›symbolischen‹ Bänden 28 und 29“. So versteht sich auch Ozoróczy's kryptische Bemerkung vom 30. September 1951, es solle ein „von 4 auf 3 Bde. verstümmeltes Im Reich des silbernen Löwen erscheinen“ (S. 168).

Interessanterweise gab es also anfangs 1952 bereits zwei Texte einer zusammenfassenden Kürzung der Bände XXVIII und XXIX, um nur mehr einen Band zu füllen, nämlich Band XXIX/neu, so daß die damit freigewordene Bandnummer XXVIII für einen ›neuen Karl May‹ verwendet werden konnte und vorerst auch sollte, für eine Erfindung also wie Kandolfs ›In Mekka‹! Dafür aber scheint es keinen Text gegeben zu haben.

Zu den Bänden XXVI und XXVII stellte Patsch übrigens fest¹⁷, sie wären „im Gegensatz zu den bisherigen Neubearbeitungen stärker als je umgestellt“ worden, was ja tatsächlich so geschah. U. a. wurde zu Band XXVI in den Worten von Patsch eine „geographisch-chronologische Reihung der Einzelerzählungen“ vorgenommen, so daß nun „aus kompositorischen und geographischen Gründen“ die „Erzählung ›Christi Blut‹ (jetzt: Schefakas Geheimnis) vom Mai 72 in den September/Oktober 75 verlegt werden [mußte]“! Interessant ist weiters, daß Patsch auch die ›Bearbeitungsgrundlage‹ für die Umstellungen angibt. Für Band XXVI sei dies „die schon seit über zwei Dezennien verbreitete Schmid'sche Neufassung“ gewesen, „die zB in der To-kei-chun-Erzählung wohltätige Verbesserungen/Kürzungen vorzuweisen vermag. Für die herangeholten Einzelerzählungen aus andern Bänden lagen Neusätze in Fahnen u. ähnl. vor“¹⁸. Mit anderen Worten: In der Perspektive vom Jänner 1952 existierten also aus Jahren vor 1930 – „über zwei Dezennien“ – Neufassungen aus der Feder von E. A. Schmid, womit er die Radebeuler Fassung von Band XXVI meint, in seinen Worten die „verbreitete Schmid'sche Neufassung“. Die „Neusätze in Fahnen u. ähnl.“ bzw. für Band XXVII „fertige Umbruchbogen“, offenbar ein-

14 PatschRS Nr. 56/12.1.1952, Anlage III: Brief an Anton Haider vom 31.10.1951.

15 Ebd., Pkt. 3.

16 Ebd., Pkt. 5.

17 Ebd., Pkt. 4.

18 Ebd., Pkt. 4-b.

KARL MAY'S WERKE

**BAND 26
DER GESAMMELTEN WERKE:
IM BANNE DER RACHE**

**KARL-MAY-BÜCHEREI
IM
VERLAG CARL UEBERREUTER · WIEN**

IM BANNE DER RACHE

**REISEERZÄHLUNGEN
VON
KARL MAY**

134. – 138. TAUSEND



**KARL-MAY-BÜCHEREI
IM
VERLAG CARL UEBERREUTER · WIEN**

Abb 3. Titelseiten von Band 26 der Wiener Lizenzausgabe.

schließlich der von „KM zur Auffüllung niedergeschriebene(n) Geschichte ›Ein Rätsel‹“, waren wohl die Patsch zur Verfügung gestellten Bearbeitungsunterlagen. Diese Neufassungen lassen sich genauer datieren: bald nach 1922. Dies ergibt sich aus der Anlage II zum Rundschreiben von Patsch Nr. 56/1952, nämlich gleichfalls einem Rundschreiben, aber von E. A. Schmid aus dem Jahre 1922. Hier ist zu lesen, Schmid lasse den neugruppierten „Band 26 schon jetzt neu setzen. Der Satz bleibt dann stehen, so daß man ihn umgruppieren und umstellen könnte, wenn etwa nach Jahresfrist der Gesamtplan“, nämlich die komplette Umgestaltung der Silberlöwen-Bände, „doch wieder aufgegriffen wird, wodurch also keine weiteren Neusatzkosten entstehen würden“. Offen blieb nämlich, ob die Erzählung *Der Löwe der Blutrache* ersatzlos entfallen solle, wobei Schmid „dann an dieser Stelle auf die Urfassung zurückgreifen [werde], wie sie im Deutschen Hausschatz stand, denn Karl May hat ja den ›Löwe der Blutrache‹ erst nachträglich aus dem Regensburger Marien-Kalender übernommen“, oder Schmid werde anstelle dieser Erzählung eine – offenbar von ihm verfaßte – „Einschaltung“ bringen, „die in der neuen Fassung nur etwa 40 Seiten umfaßt“! Nach 1945 ist jedoch *Ein Rätsel*, so Patsch, „auf Grund eines Majoritätsbeschlusses unter den Tisch gefallen“: Gemeint ist wohl an der bisherigen Textstelle, denn es fand ja Aufnahme als herausgelöste Erzählung. Wer wohl an dieser Beschlußfassung beteiligt war, den Beschluß mitgetragen bzw. da-

gegengestimmt hat? Für die Wiener Lizenzausgabe hatte diese Entscheidung übrigens eine besondere Folge (s. sogleich ›Textabweichungen‹).

Textabweichungen Wien – Bamberg

Band XXVI der Wiener Lizenzausgabe weicht nicht nur mit dem Titel *Im Banne der Rache* vom Bamberger Band *Der Löwe der Blutrache* ab, sondern auch vom Inhalt. Gemeinsam sind beiden Ausgaben die Erzählungen *To-kei-chun*, *Es Sabbi*, *der Verfluchte* und *Der Löwe der Blutrache* sowie *Himmelslicht*, diese trägt aber in der Wiener Ausgabe den Titel *Die Weihnacht des Sonnenanbeters*. In der Wiener Ausgabe fehlt im Vergleich mit Bamberg *Auferstehung*, hier wieder von der Wiener Ausgabe *Das Kurdenkreuz*, *Schefakas Geheimnis* sowie *Maria oder Fatima*. Die Wiener Ausgabe schließt mit der Erzählung *Bei den Bachtijaren* (aus Band XLVIII der Radebeuler Ausgabe). In Band XXVII der Bamberger wie auch der Wiener Ausgabe fehlt das 6. Kapitel des Bandes XXVII *Im Reiche des Silbernen Löwen II* zuletzt der Radebeuler Ausgabe. Während die Bamberger Ausgabe dieses Kapitel *Ein Rätsel* unter diesem Titel mit der Erzählung *Bei den Bachtijaren* zusammenzieht, ist dies in der Wiener Lizenzausgabe nicht der Fall – *Ein Rätsel* fehlt hier somit überhaupt! Band XXVI der Wiener Ausgabe stellt damit eine Art Zwischenstufe dar vor der endgültigen Neugestaltung dieses Bandes wie aber auch der Bände X und XLVIII. Was nämlich allein in Wien in Band XXVI Aufnahme fand, kam in Bamberg zu Lasten von Band X in Band XLVIII (*Das Kurdenkreuz* = ex-*Mater dolorosa*, *Schefakas Geheimnis*“ = ex-*Christi Blut und Gerechtigkeit*) bzw. verblieb in Band XXIII (*Maria oder Fatima*). Patsch hat übrigens bei der Gestaltung von Band XXVI die für Wien vorgenommene vor Augen, da er von der „Erzählung ›Christi Blut‹ (jetzt: Schefakas Geheimnis)“ schreibt, die eben nur hier in Band XXVI, in Bamberg hingegen in Band XLVIII enthalten ist.

Anhand der Entstehung und Fortentwicklung der Wiener Lizenzausgabe zeigt sich mit großer Deutlichkeit, daß die Geschichte der Gestaltung der Grünen Bände sowohl in der Zwischenkriegszeit wie in der Zeit nach 1945 ihrer Darsteller harrt, wobei besonderes Interesse auf die Kontinuitäten aus jener in diese Zeit und auf die Zusammenhänge zwischen den Ausgaben von Bamberg, Hamburg, Heidelberg und Wien fällt.

Wir danken Ekkehard Bartsch und Hans Grunert, die die Vorlagen für die Abbildungen zu diesem Beitrag zur Verfügung stellten. (jb)

Wolfgang Hermesmeier / Stefan Schmatz

Karl May's Gesammelte Werke und die Ausfuhrzensur der Militärbehörden im Ersten Weltkrieg – Nachtrag

**Diese Seite
wurde auf Wunsch
der Autoren
unkennlich gemacht**



Jokubas Skliutauskas

Sommer 1929 – Sommer 1999

Ein guter Freund aus Deutschland zu Gast in Kialme

Im Sommer 1999 feierten die Karl-May-Freunde in Litauen ein besonderes Jubiläum. In der Presse wurde viel über Karl May und seine Bücher geschrieben. Der Verlag ›Waiga‹ in Kaunas hat in der kurzen Zeit von 1997/1998–1999 schon fünf Karl-May-Bücher herausgegeben. Das letzte, *Das Vermächtnis des Inka*, ist erst vor kurzem erschienen. Dieses Buch war in Litauen bisher nicht aufgelegt worden.

Vor 70 Jahren, im Sommer 1929, erschien mit der dreibändigen Reiseerzählung *Durch die Wüste* zum ersten Mal ein May-Buch in Litauen. Es ist kein Zufall, daß die Erzählung in der Serie ›Wir wollen die Welt kennenlernen‹ herauskam, denn wir wußten damals nur sehr wenig über den Nahen und Fernen Osten und den Orient. Die Reiseerzählung fand sofort Beachtung. Professor Adomas Jakschtas, ein Klassiker der litauischen Literatur, Dichter, Philosoph und Gelehrter, schrieb in der Zeitung ›Kytos‹ (Morgen) Nr. 223 von 1929, daß „Karl May den jungen Leser in den Orient führt. Dort hat er Gelegenheit, etwas über Ägypten, Arabien und Mesopotamien zu erfahren, wobei dies alles in eine schöne Abenteuergeschichte eingeflochten wird. Die Rolle des Ich-Erzählers ist eine sehr edle und christliche, da er das Leben eines jeden, auch eines Feindes, schätzt.“ Professor Jakschtas hebt in seiner Besprechung hervor, daß *Durch die Wüste* eine gute Lektüre für die Jugend sei, denn die Jugend brauche solche Werte. Auf diese Weise wirke eine Phantasie, die die Güte hervorhebt, auf das künftige Leben des jungen Lesers ein.

Der Übersetzer von *Durch die Wüste*, ein Literaturlehrer am Gymnasium in Kialme, Jonas Wadeitis, starb bereits 1982. Infolge der russischen Okkupation von 1940 schloß der Jugendbuchverlag ›Sakalas‹, der einige Karl-May-Bände herausgegeben hatte. Doch jetzt feiern wir eine ›Wiedergeburt‹: Der Verlag ›Šviesa‹ (Licht) hat die Herausgabe des Buches im Jahr 1990 wiederaufgenommen. Das Interesse daran war groß, die Auflage ist schon vergriffen.

Die litauische Karl-May-Szene ist heute besonders im ›Karl-May- und Indianer-Museum‹ in Kialme aktiv.



Gerd Hardacker im Karl-May-Museum in Kialme, Litauen

Hier treffen sich die Karl-May-Freunde aus Litauen und aller Welt. Unsere Freunde aus den USA, aus Kanada und aus Deutschland senden nicht nur Karl-May-Bücher, sondern auch interessante Indianer-Exponate.

In diesem Sommer erhielt das Museum Besuch aus Deutschland: Gerd Hardacker, Bergwerksingenieur und May-Sammler aus Dinslaken. Unsere meistgelesene Zeitung ›Lietuvos Rytas‹ (Morgen Litauens) hat in ihrer Nr. 140 von 1999 einen Artikel gebracht, in dem viel über unseren deutschen Freund berichtet wird. Heute hat das Museum in Kialme viele Freunde in Deutschland, die uns nicht vergessen. Gerd Hardacker stand jedoch bereits bei der Gründung unseres Museums an unserer Seite. Nur dank seiner Hilfe konnte es Ende 1994 seine Türen öffnen. Damals gab es nur wenige Exponate, heute sind es beinahe 1000. Davon stammen 96 von Gerd Hardacker, der uns auch unsere allerersten Ausstellungsstücke schenkte. Er hat uns immer viel geholfen, doch in Kialme war er niemals zuvor gewesen. So war die Freude groß. Endlich konnten die litauischen Karl-May-Freunde ihren Förderer und Freund aus Deutschland treffen und kennenlernen und sich bei ihm persönlich bedanken.



Gregor Seferens

May auf dem Treck nach Westen

Zu J. C. Oosterbaans Bibliographie der niederländischen May-Ausgaben

Nachdem in der jüngeren Vergangenheit wiederholt bemerkt und beklagt wurde, daß der May-Forschung ein wenig die Themen ausgehen, habe ich den Eindruck, daß seit einiger Zeit das Interesse für die Auslands-Rezeption der Werke Karl Mays zunimmt. Axel Delormes Aufsatz über die schwedischen May-Ausgaben (M-KMG 121/1999; mit Bibliographie) und Christoph Blaus Artikel über die erste Buchausgabe des ›Schwarzen Mustang‹, die ebenfalls in Schweden erschienen ist (M-KMG 116/1998), seien hier in diesem Zusammenhang nur beispielhaft genannt. Mit diesen Arbeiten wird zwar kein neuer ›Forschungszweig‹ begründet, denn die Rezeption der Werke Mays im Ausland war in der nun 30-jährigen Geschichte der KMG wiederholt Gegenstand des Forscherinteresses¹, doch sie zeigen, daß es hier noch ein weites Betätigungsfeld gibt.

1 Ich verweise an dieser Stelle nur auf die ›größeren‹ Arbeiten, die in Form von Sonderheften der KMG erschienen sind. Klaus-Peter Heuer: Karl May in Rumänien (SoKMG 21/980); Klaus-Peter Heuer: Karl May in Italien (SoKMG 30/1981); Pete Wolf: Karl May in ›Ost‹ und ›West‹ (Karl May's Literary Offences). Zur May Rezeption in CSSR, Ungarn, Polen und anderen Ländern (SoKMG 77/1988); Maarten van Diggelen/Hans-Dieter Steinmetz: Die holländischen Karl-May-Ausgaben. 100 Jahre Karl May in den Niederlanden (SoKMG 87/1990).

Wenn die Tatsache, daß May im englischen Sprachraum, gemeint ist hier das British Empire, kaum bis gar nicht rezipiert wurde², damit begründet wird, daß den Autoren durch das Vorhandensein von Kolonien ausreichend exotische Handlungsräume für Abenteuerromane und -erzählungen zur Verfügung standen, muß es verwundern, daß ausgerechnet die Kolonialmacht Niederlande das Land ist, in dem May wie sonst wohl nirgendwo übersetzt, verlegt und gelesen wurde. Die Niederländer exportierten ihre May-Begeisterung sogar in ihre Kolonien, wie die in Indonesien erschienen malaiische Übersetzungen der niederländischen May-Ausgaben zeigen³. Auch die erste fremdsprachliche Monographie zu Leben und Werk Mays erschien 1955 in den Niederlanden⁴. In den 60er Jahren gab de F. C. Rooy eine 50 Bände umfassende May-Ausgabe heraus, deren Bearbeitungskriterien er 1973 in den ›Mitteilungen‹ darlegte⁵. Einen umfassenden Eindruck von den bei unseren westlichen Nachbarn erschienenen May-Übersetzungen vermittelte die als Sonderheft Nr. 87/1990 veröffentlichte Bibliographie von Maarten van Diggelen und Hans-Dieter Steinmetz, die den damaligen Wissensstand vorbildlich dokumentiert. Daß man Gutes noch verbessern kann, hat J. C. Oosterbaan mit seiner jetzt als Privatdruck erschienen Bibliographie der niederländischen May-Ausgaben gezeigt⁶. ›Een ketting van boeken‹ (Eine Kette aus Büchern) ist, und das würde man von einem gewohntermaßen ›trockenen‹ Werk wie einem Bücherverzeichnis zunächst nicht erwarten, auch ein sehr unterhaltsames Buch. Oosterbaan listet nicht nur bibliographische Angaben auf, sondern kommentiert jede Ausgabe auch ausführlich, wobei er sich nicht scheut, Geschmacksurteile über Deckelbilder, Ausstattungsvarianten oder die Qualität der Übersetzung und Bearbeitung zu äußern. Diese Freiheiten kann er sich erlauben, denn schon im Vorwort weist er darauf hin, daß es nicht seine Absicht ist ein wissenschaftliches Buch zu schreiben:

„Ich habe dieses Buch geschrieben, weil sich bis heute kein wirklicher Wissenschaftler diese Arbeit gemacht hat. Meiner Meinung nach hätte ein solches Werk längst von einem Profi geschrieben werden müssen. Jetzt hat es ein ›Liebhaber‹ – eine freundliche Übersetzung des Wortes ›Amateur‹ – getan, und deshalb fehlt ihm auch die erforderliche kühle Distanziertheit des relativierenden, wissenschaftlichen Denkens. Ich habe mir auch keinerlei Mühe gegeben, so zu denken. Im Gegenteil! Ich schreibe über meine eigene Sammlung von May-Übersetzungen, der ich mich seit 40 Jahren mit Leib und Seele widme. In diesem Buch wimmelt es folglich von

2 Ulrich von Thüna spricht von einer englischen Übersetzung, die 1937 erschienen sein soll. Siehe hierzu: Gert Ueding (Hg.): Karl-May-Handbuch. Stuttgart 1987, S. 650.

3 Siehe hierzu: Erwin Müller: Nachtrag zur Globalisierung auch in Sachen Karl May. In: KMG-N 121/1999, S. 40.

4 F. C. de Rooy: Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi ook voor U!. Tilburg 1955 (= Opvoedkundige Broschurenreeks 172, onder leiding van Fr. S. Rombouts. R. K. Jongensweekschool, Goirle).

5 F. C. de Rooy: Die Karl-May-Taschenbücher in Holland. In: M-KMG 15/1973, S. 28–30.

6 Wolfgang Hermesmeier und Stefan Schmatz haben in KMG-N 121/1999, S. 43f. bereits auf das Buch hingewiesen.

subjektiven Bekenntnissen und Gedanken, und damit Sie keinen falschen Eindruck von mir bekommen, habe ich das auch so gelassen.“ (S. 10f.)

Die Tatsache, daß Oosterbaan in seiner Bibliographie über seine eigene Sammlung schreibt, stellt keinen wirklichen Mangel des Buches dar, denn er verfügt über fast alle relevanten Ausgaben und beschreibt diese exakt. Und wo sich Lücken auftun, helfen befreundete Sammler mit den entsprechenden Exemplaren aus. Alle Angaben, die nicht auf eigener Anschauung beruhen, werden als solche kenntlich gemacht. Die einzelnen Kapitel des Buches sind wie folgt eingeteilt. Alle Ausgaben (Reihen) werden zunächst mit einleitenden Bemerkungen als Ganze vorgestellt. Dann folgt die Beschreibung der einzelnen Bände, die jeweils aus den bibliographischen Angaben (Titel, Autor, Vorlage, Übersetzer/in, Auflage, Druckort, Verlag, Jahr, Seitenanzahl, Illustrationen, Illustrator, Format, Ausstattung, Preis, Entwurf und Illustration des Deckelbildes), Hinweisen auf die Editions-geschichte des Originaltextes, einer Inhaltsangabe und einer Anmerkung für Sammler besteht.

Oosterbaan beginnt seine Bibliographie mit der ältesten bekannten niederländischen May-Übersetzung, die 1890 im Verlag W. H. J. van Nooten in Haarlem erschienen ist. Es handelt sich dabei um die Übersetzung der Erzählung *Der Scout*, die zuerst im ›Deutschen Hausschatz‹ (Jg. 1888/89) veröffentlicht wurde. Obwohl der Verlag weitere Titel in Aussicht stellt, blieb es allem Anschein nach bei der Publikation dieses Bandes. Daß ein Verlag nur einen May-Text veröffentlicht, ist zwar kein Einzelfall, doch in der Regel bringen die Verlage mehrere Titel auf den Markt. In den folgenden Kapitel werden die niederländischen May-Ausgaben folglich auch nach Verlagen geordnet präsentiert. In der Zeit von 1895 bis 1907 publizieren vor allem zwei Verlage May. Bei Van Goor Zonen in Gouda erscheinen die Jugenderzählungen (außer *Die Helden des Westen* und *Der blau-rote Methusalem*); bei der Uitgevers Maatschappij Nederland werden die ersten vier Bände des Orient-Zyklus und vier Wild-West-Bände (u. a. die Übersetzung von *Der Geist des Llano estakado* und *Der Sohn des Bärenjägers*) veröffentlicht.

Als 1905 der Verlag H. J. W. Becht, Amsterdam, auftaucht, gerät die Verlagszene etwas durcheinander, denn die im vorigen Abschnitt genannten Werke erscheinen jetzt mit einem Becht-Umschlag, doch die Buchblöcke stammen noch von den ursprünglichen Verlagen. Während van Diggelen/Steinmetz davon ausgehen, daß Becht mit den beiden anderen Verlagen kooperierte, ist Oosterbaan der Meinung, daß Becht die Rechte an und die Reste der Übersetzungen aufkaufte und die Reihe der May-Titel im Laufe der nächsten Jahre auf zwanzig erweiterte. Dafür spricht, daß Van Goor Zonen und Uitgevers Maatschappij Nederland nach einer kurzen Übergangsfrist völlig von der May-Bildfläche verschwinden. Oosterbaan nimmt an, daß diese beiden renommierten Jugendbuchverlage fürchteten, die Hetzkampagne, die seinerzeit in Deutschland gegen May lief, könne auch die Niederlande erfassen. Sie hatten einen Ruf zu verlieren, der Newcomer Becht nicht, und seine Risikobereitschaft wurde belohnt. Bis 1984 veröffentlichte der Becht-Verlag Bücher von Karl May, die jedoch im Laufe der Zeit immer mehr gekürzt wurden.

Doch Becht war nicht der einzige Verlag, der in den Niederlanden May veröffentlichte, und auch daß identische Übersetzungen (teilweise gleichzeitig) bei verschiedenen Verlagen erschienen, blieb kein Einzelfall. Weil nach niederländischem

Recht das Copyright der Originaltexte bereits 1932 verfiel, häufen sich ab diesem Zeitpunkt die Übersetzungen. Es gehört zu Oosterbaans Verdiensten, daß er in seiner Bibliographie die jeweiligen ›Abhängigkeitsverhältnisse‹ der einzelnen Ausgaben herausarbeitet und versucht, Erklärungen dafür zu finden, wie und warum bestimmte Verlage zusammengearbeitet haben. Überhaupt kann man sagen, daß die Editions-geschichte der Werke Mays in den Niederlanden viel bunter, aber auch sehr viel verzwickter ist als in Deutschland. Während hierzulande ein Verlag das ›Monopol‹ auf May hatte, konkurrieren bei unseren Nachbarn mehrere Verlage um die Gunst der unterschiedlichen Leserschichten. Dies schlägt sich natürlich auch in der Form der Textbearbeitung und Ausstattung nieder, und wir finden gediegen-bürgerlich gestaltete Buchhandelsausgaben, deren Text die ethischen Werte Mays vermitteln will, neben billigeren Kaufhausausgaben, die vor allem spannende Unterhaltung bieten wollen.⁷

Interessant ist, daß May auch nach dem Zweiten Weltkrieg weiterhin veröffentlicht und gelesen wurde. Oosterbaan dokumentiert und beschreibt diese Ausgaben ebenfalls sehr detailliert, so daß der (des Niederländischen mächtige) Leser sich anhand seiner Bibliographie einen sehr guten Überblick über die (halbwegs) texttreuen niederländischen May-Editionen verschaffen kann⁸, die in der Zeit von 1890 bis 1995 erschienen sind. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang auch die 147 Schwarzweiß-Abbildungen von Titelblättern, Werbematerialien usw. sowie die 82 Farbabbildungen von Deckelbildern, die den Informationswert dieses Buches und das ästhetische Vergnügen daran noch erhöhen. Oosterbaan hat mit seiner Bibliographie der niederländischen May-Ausgaben die Ergebnisse seiner Grundlagenfor-

7 So war der Verlag ›Frany‹, der zwei, wenn nicht gar drei May-Reihen veröffentlichte, eine ›Hausmarke‹ der Warenhauskette ›Hema‹. Er zielte vor allem auf die Leser, die sich nicht in traditionelle Buchhandlungen ›trauten‹ oder sich teure Bücher nicht leisten konnten. S. hierzu: J. C. Oosterbaan: Een ketting van boeken. Krabbendijke 1999, S. 137–142.

8 Da Oosterbaan keine stark bearbeiteten und gekürzten Übersetzungen sammelt, fehlen derartige Ausgaben, die besser als werkgetreue Ausgaben zeigen, welches Bild die Leser/die Verlage von einem Autor haben bzw. vermitteln wollen, in seiner Bibliographie weitgehend (in den Kapiteln 12 und 15 werden einiger dieser Ausgaben beschrieben). Für Angaben über solche Ausgaben ist nach wie vor die Bibliographie von van Diggelen/Steinmetz sehr dienlich, da hier z. B. auch 62 Seiten umfassende Übersetzungen von *Der Schatz im Silbersee* und Comics verzeichnet sind. Leider sind diese extrem starken Bearbeitungen bis heute nicht umfassend bibliographisch erfaßt und inhaltlich untersucht worden. Dies gilt auch für die Erzählungen, die in den Niederlanden unter Mays Namen veröffentlicht wurden, die aber von (oft) anonymen Verfassern stammen. Van Diggelen/Steinmetz führen solche Texte zum Teil in ihrer Rubrik ›Starke Bearbeitungen nach 1945‹ (60–69). So findet sich z. B. auf S. 66 ihrer Bibliographie unter der Jahresangabe 1964 ein ›Omnibus‹-Band, der die Erzählungen ›Der Häuptling der Toenkas‹, ›Ein Indianer findet Gold‹ und ›Das Wort der Rothaut‹ enthält. Auf dem Titelblatt dieses Bandes findet sich der Hinweis: „Nach Karl May bearbeitet von Henri van Hoorn“. Schon eine flüchtige Lektüre zeigt, daß keiner dieser Texte von May verfaßt wurde. Es handelt sich folglich auch nicht um (bearbeitete) Übersetzungen, sondern um den Versuch, die Popularität Mays in klingende Münze umzusetzen.

sung vorgelegt, auf die alle, die sich fürderhin mit der May-Rezeption in den Niederlanden beschäftigen werden, aufbauen können.

In ›Een ketting van boeken‹ zeigt sich der ›Amateur‹ von seiner besten Seite, denn das Sammeln, Beschreiben und mit kritischem Sachverstand In-Beziehung-Zueinander-Setzen ist natürlich – auch wenn der Autor dies weit von sich weist – eine eminent wissenschaftliche Tätigkeit; Carl von Linné hat bei der Klassifizierung von Flora und Fauna schließlich nichts anderes gemacht. Dadurch, daß Oosterbaan den objektiven Fakten seine persönlichen Kommentare zugesellt, stellt sein Buch nicht nur eine bedeutende wissenschaftliche Leistung dar, sondern ist gleichzeitig ein beeindruckendes Rezeptionszeugnis.

J. C. Oosterbaan: Een ketting van boeken. Krabbendijke 1999; 272 Seiten, zahlreiche Abb. (Bezug: Antiquariat/Buchhandlung E. Fröde, K.-Kollwitz-Str. 8, 09337 Hohenstein/Ernstthal, Tel.: 03723/711257, ca. 50 DM)



Erwin Müller

Hier irrt das Jahrbuch

Das Frontispiz im JbKMG 1998 zeigte eine Fotografie von Karl May aus dem Jahre 1907 (Sammlung Christoph Blau), die angeblich in Salzburg aufgenommen wurde (S. 4). Hansotto Hatzig, beraten von Rudi Schweikert, hat jedoch bereits in den M-KMG Nr. 120/Juni 1999 (S. 2) darauf hingewiesen, daß hier ein Irrtum vorliegt. Karl May war nämlich 1907 überhaupt nicht in Salzburg; vielmehr befand er sich vom 22. Mai bis 3. Juli 1907 zur Kur im niederschlesischen Bad Salzbrunn, früher Obersalzbrunn, dem Geburtsort des Dichters Gerhart Hauptmann. Der Irrtum beruht also schlicht auf einer Verwechslung der beiden ähnlichen Ortsnamen.

Die sonst stets akkurat und sorgsam arbeitende Jahrbuch-Redaktion hat dann im neuen JbKMG 1899 wohl übersehen, daß Erich Heinemann in seinem traditionellen Tätigkeitsbericht für 1998 (S. 448) diesen Irrtum – gewiß in Unkenntnis der vorher erfolgten Korrektur – noch einmal wiederholt, wodurch er aber nicht richtiger wird. Quod erat demonstrandum!

Quellen:

Volker Griese: Karl May. Stationen eines Lebens. Eine Chronologie seiner Reisen (SoKMG 104/1985)

Claus Roxin: Mays Leben. In: Karl-May-Handbuch. Stuttgart 1987

Hermann Wohlgschaft: Große Karl-May-Biographie. Leben und Werk. Paderborn 1994

Hans Wollschläger: Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens. Zürich 1977

Hans-Dieter Steinmetz

Unbekannter Ausgang der ›Lu-Fritsch-Affäre‹?

Ein notwendiger Nachtrag zu Band 3 der ›Juristischen Schriftenreihe‹

Kürzlich erschien in der von Jürgen Seul herausgegebenen ›Juristischen Schriftenreihe‹ der Band ›Rudolf Lebius ./ Karl May: Die Lu-Fritsch-Affäre‹, in dem das ›Stettiner‹ und ›Kötzschenbrodaer Verfahren‹, zwei Lebius-Privatklagen infolge von Beiträgen von Lu Fritschs aus dem Jahr 1910 in der ›Stettiner Gerichtszeitung‹, dokumentiert werden.

Diese für Lu Fritsch sehr schwierige Zeit – nicht nur wegen der Bedrohung durch Justitia – kann man miterleben, wenn man den Lebensweg von Marie Hannes verfolgt. Beide May-Verehrerinnen waren seit Juli 1910 durch eine ›Blutsbrüderschaft‹ eng miteinander verbunden.

Zur Abfassung der Stellenkommentare in der von Dieter Sudhoff und mir herausgegebenen Dokumentation ›Leben im Schatten des Lichts. Marie Hannes und Karl May‹ (Bamberg, Radebeul 1997) wurde in der sogenannten ›Lu-Fritsch-Affäre‹ nicht nur die im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden aufbewahrte Akte des Amtsgerichtes Kötzschenbroda, sondern es wurden auch darüber hinaus erreichbare Quellen ausgewertet. Die sich auf die genannten Privatklagen beziehenden Recherche-Ergebnisse gingen hauptsächlich in zwei Anmerkungen der Hannes-Dokumentation ein, die Jürgen Seul offenbar nicht bekannt wurden, schreibt er doch: „Vom Berufungsverfahren [gegen das Urteil des Stettiner Amtsgerichtes vom 14.12.1910], seinem Verlauf und Ausgang liegen keine Unterlagen vor.“ (S. 24) Einiges aber ließ sich doch ermitteln und kann in ›Leben im Schatten des Lichts‹ (S. 329, Anm. 606) nachgelesen werden:

„In der Verhandlung am 14.12.1910 verurteilte das Schöffengericht 2 [in Stettin] Wilhelm Durschnabel, der von Mays Rechtsanwalt Dr. Puppe verteidigt wurde, zu einer Geldstrafe von 3 Mark [...] Lebius ging in Berufung. Lu Fritsch machte am 23.3.1911 vor Gericht zu Durschnabel eine eidesstattliche Aussage. Lebius reagierte mit einer Anzeige wegen Meineides, zu der Lu am 1.4.1911 gerichtlich vernommen wurde. Schließlich verhandelte die 5. Strafkammer des Stettiner Landgerichts gegen Durschnabel und verurteilte den Redakteur zu 300 Mark Geldstrafe bzw. einem Monat Gefängnis (Tägliche Rundschau, 2.5.1911). Die Mays hörten nicht auf Lus Rat, Dr. Puppe nicht wieder mit der Verteidigung Durschnabels zu beauftragen. „Puppe verdarb alles. Auf die hässlichen Entstellungen, die Bredereck hervorbrachte, hat Puppe kein Wort erwidert. Selbst die Behauptung, dass die Artikel nicht von mir, sondern von Karl May stammten, hat er unwiderlegt gelassen.“ (Lu Fritsch an Klara May, 15.7.1912)“

Als Auslöser für das staatsanwaltschaftliche Ermittlungsverfahren gegen Lu Fritsch liegt nach Seul „die Vermutung nahe, daß es sich um eine private Anzeige oder einen formellen Strafantrag gehandelt haben könnte.“ (S. 64) In der Hannes-Dokumentation (S. 343, Anm. 650) wird von einer Anzeige von Rudolf Lebius ausgegangen, gestützt auf eine Äußerung von Lu Droop, die sie am 28. September 1958 in einem Gespräch mit dem Verleger Joachim Schmid machte: „Auf Veran-

lassung von Klara May wurde nun Marie-Luise Droop als Zeugin gegen Lebius eingesetzt; sie sagte unter Eid, trotz aller Bemühungen von Lebius, dies zu verhindern, gegen ihn aus, worauf sie seinen rücksichtslosen Charakter zu spüren bekam: Lebius verklagte Frau Droop wegen Meineid und nützte ihre jugendliche Befangenheit in unangenehmster Weise aus (er ersuchte das Gericht z. B. festzuhalten, daß die Zeugin errötet sei usw.).“ (Gesprächsnotiz v. 29.9.1958, KMV) Gegenüber Klara May beteuerte Lu Fritsch 1911 in einem Brief: „Tante, ich habe mich nie in meinem Leben so ängstlich bemüht, die Wahrheit zu sagen, d. h. mein Gedächtnis anzustrengen, wie neulich [6.1.1911] vor meinem Eide.“

In seinem Fazit schreibt Jürgen Seul: „Für den 2. Artikel [Stett. Gerichtszeitung vom 2.9.1910] läßt sich aufgrund der ungewöhnlichen ›Spionageaktion‹ der Stettiner[in] vermuten, daß sie wesentliche Informationen über den indianischen Sachverständigen eigenständig recherchierte. Ansonsten standen ihr hier zahlreiche Zeitungsartikel und – Karl May – zur Verfügung. Die Einzelheiten lassen sich aber kaum mehr feststellen.“ (S. 59)

In der Hannes-Dokumentation (S. 321, Anm. 582) ist auf den umfangreichen Report ›Ein Vollblutindianer und seine Kriegspfade‹ von Lu Fritsch an Rechtsanwalt Dr. Puppe hingewiesen, in dem detailliert über die Beobachtungen berichtet wird, die Lu und ihr Bruder Konrad in der Berliner Pension machten: „Nach Tisch ging Brant-Sero an unserem Zimmer vorbei. Wir lockten ihn herein, und ich zeigte ihm, ohne ein Wort zu sagen, Winnetou Bd. 4. Was ist das?, fragte er. Kennen Sie es nicht? entgegnete ich ihm. Er schüttelte den Kopf. Das ist Winnetou Bd. 4. Sie haben ihn doch in den Händen gehabt. O ja, ich erinnere mich, meinte er zögernd.“ In der ›Stettiner Gerichtszeitung‹ vom 2.9.1910 schreibt Lu, daß „Brant-Sero, die ›brennende Nelke‹ jedoch das Umschlagbild, das schon wegen seiner merkwürdigen Auffassung und Gruppierung einen unvergeßlichen Eindruck macht, nicht kannte und wiederholt die naive Frage stellte, ‚was das wäre‘.“

Zur Vorgeschichte der Serie schrieb Lu am 15.7.1912 an Klara May: „Die Resultate meiner Tätigkeit in der Pension sollte Puppe in einem Artikel, ich glaube für die Tribüne, verewigen. Er selbst war dann zu faul (‚beschäftigt‘) dazu und sagte Adolf wörtlich: ‚Sagen Sie Fräulein Fritsch, sie möchte die Artikel selbst schreiben und irgend ein Blatt ausfindig machen, dass sie nimmt. Aber möglichst mit Cayennepfeffer pfeffern.‘ Gehorsam und ergeben wie ich ihm war [...], fing ich schleunigst an zu schreiben.“ Karl und Klara May wußten nichts von der beabsichtigten Publikation. Als in der Villa ›Shatterhand‹ Belege der ›Gerichtszeitung‹ mit dem ersten Teil zugestellt wurden, verweigerte Klara gar die Annahme der Postsendung. Ein Bezug erfolgte erst nach einem klärenden Brief der Verfasserin.

Es ist zu wünschen, daß bereits vorliegende Forschungsergebnisse künftig auch in der ›Juristischen Schriftenreihe‹ zur Kenntnis genommen werden.

Neues um Karl May

KARL-MAY-GESELLSCHAFT. Jahrbücher 1997 und 1998: ›Unter der Bärenfellmütze‹ von Joachim Kalka, FAZ 5.7.99 (Abdruck in ›KMG-Nachrichten‹ 121).

MAY-AUSGABEN. Historisch-kritische Ausgabe von Wiedenroth/Wollschläger: Focus 52/94, S. 126; Süddeutsche Ztg. (München, Ausg. Starnberg) 30.12.89; Rhein-Ruhr-Ztg. 28.12.94. • Reprint ›Mein Leben und Streben‹ (Hg. Hainer Plaul bei Olms, Hildesheim, 3. Nachdr.-Aufl. 1997): Germanistik Bd. 39 (1998) Heft 3/4, S. 925f. • ›Liberigo/Eine Befreiung‹, Hg. H.-D. Steinmetz/Übersetzung in Esperanto: Cornelia Rau: Esperanto 7/8 1999.

BÜCHER ÜBER KARL MAY. Kühne/Lorenz, ›Karl May und die Musik‹ (KMV 1999): Sächs. Ztg. 11.6.99; Chr. Heermann, ›Karl May auf sächsischen Pfaden‹ (KMV 1999): Leipziger Volksztg./Dresdner Neueste Nachr. (u. a.) 13.8.99; beides auch in Karl May & Co 77/99. • Oliver Gross, ›Old Shatterhands Glaube‹, Hansa-Verlag Husum 1999: Kirchenbote (Osnabrück) 28/18.7.99; Dresdner Neueste Nachr. 21.8.99. • R.-B. Essig/G. Schury, ›Karl-May- ABC‹ erschien im Sept. 1999 bei Reclam, Leipzig. • Florian Kann (d. i. Michael Heinatz), ›Der Fall Karl May‹, Eichborn 1999: Tagesspiegel (Berlin) 24.3.99; Westfalenpost 22.5.99; Wochen-Anz. (Herford) 2.6.99; Fränk. Nachr. 7.4.99; Oldenburgische Volksztg. 31.5.99; Zuhause in Bochum 3/99. • Der May-›Experte‹ von BILD, Jürgen Helfricht, verfaßte eine kleine Karl-May-Biographie (im Stil der BILD-Ztg.): ›Wahre Geschichten um Karl May‹, Tauchaer Vorlag Leipzig 1999, 79 Seiten mit zahlreichen Abb.

AUSSTELLUNG. Jess Walter zeigt Karl-May-Variationen im Kunst-Stadl Polling (bei Weilheim/Oberbayern), 18.8.–31.10.99. Abendztg. (München) 18.8.99.

VERANSTALTUNGEN. Karl-May-Fest in Bad Segeberg (Göttinger Archiv): MDR-Text 18.7.99; Segeberger Ztg. 15.7.99. • 1. Göttinger Archivtag (31.3.–2.4.2000) in Vorbereitung, s. KMG-Nachr. 121. • Karl-May-Fest Radebeul: Neue Presse (Hannover) 31.7.95; eisenbahn-kurier (Freiburg) 8/99 S. 28.

PRESSE. Der Verfasser des Pressespiegels kann leider nicht umhin, auch unmoralische Machenschaften zweier KMG-Mitglieder in der Presse zu beleuchten. Neuestes Forschungsergebnis des ›May-Experten‹ von BILD, Jürgen Helfricht, und seines phantasievollen Informanten Reinhard Gusky: ›Karl May: Das letzte große Rätsel ist gelöst‹ (BILD, Ausgabe Leipzig, 16.6.1999). Es handelt sich um Mays Todesursache. Zitat: „Historiker Reinhard Gusky (55) von der Internationalen Karl-May-Gesellschaft Radebeul und der australische Arzt William Thomas durchforsteten Tagebücher, Fotos und ärztliche Atteste über May.“ Die beiden reißen die Ergebnisse der Arbeit von Thomas an sich; ein Hinweis auf den Beitrag in M-KMG 120 fehlt. • ›Herz und Schmerz‹ (KMV contra Weltbild) von J.-U. Brand, Focus 38/1999, S. 189. • May-Gedicht unter dem Titel ›Die fürchterliche Nacht!‹ in einer Broschüre von Bayer (Leverkusen), 1966. • Herbert Heinzelmann, ›Tragt euer Evangelium hinaus‹, Nürnberger Ztg. 26.6.99 (ganzseitig m. 3 Abb.). • Volkhard Bode, ›Kommt Winnetou in die Jahre?‹ Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel 16/25.2.1997, S. 14–18; Anz. S. 2723. • Dr. Gerhart Honig, ›Die Freiheitsstrafen des StGB in der (belletristischen) Literatur‹, NJW 1993, Heft 22, S. 1442–1444. • M. Legband, ›Festspiele, Forscher

und der ‚wahre Winnetou‘, sh:z magazin, Ausg. f. Schleswig-Holstein 34/18.8.98, S. 4–5 m. 6 Abb. • ›Blasewitz im histor. Elbbogen‹, Dresden 1994: ›Der Reiseschriftsteller Karl May‹ S. 210f., ›Der Dichter Ferdinand Avenarius‹ S. 212f., Foto Seb.-Bach-Str. 22 vor S. 177. • ›Vergoldete Pillen und Karl May als Heiler‹ (zur Eröffnung des Apotheken-Museums Leipzig): Freie Presse (Chemnitz) 14.7.99. • Peter Essenwein, ›Karl May und die Literaturgeschichte‹. Rezension der ›Illustrierten Geschichte der deutschen Literatur‹ (Naumann & Göbel, Köln). Karl May & Co 77/99; dort auch: KM-Gedenktafel in Plauen, und: ›Karl May, Soldat der Konföderierten Armee von New Mexico‹ sowie ›Die tanzen-den Derwische‹, ein Textvergleich zwischen Ferdinand Pfohl (1862–1949, Reiseerzählung ›West-östliche Fahrten‹) und Karl May. • ›Neues von Karl May in Mittweida – Teile der Untersuchungsakten im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden gefunden‹, und zwar von KMG-Mitglied Hans-Dieter Steinmetz. Freie Presse (Chemnitz/Mittweida) 15.9.99. • Interview mit Germanistik-Dozent Sh. A. El-Rifai über KM und dessen Vorstellungen vom Islam. Süddeutsche Ztg. (München) 7.9.99. • ›Die 100 wichtigsten Deutschen des Jahrtausends‹: an 72. Stelle wird Karl May plaziert. Bildwoche 34/19.8.99. • ›Winnetous Erben lauern auf dem Kriegspfad‹ Hannoversche Allgem. Ztg. 29.6.95. • ›Noch nicht rosenrot‹ Süddeutsche Ztg. (München) 29.4.95. • ›Germanisten beim Indianerspiel‹ Badische Ztg. (Lörrach) 25.2.92. • ›Die ‚grünen Bände‘ – ein Inbegriff für Karl May?‹ Dresdner Neueste Nachr. 27.5.95. • J. Skliutauskas: ›Der deutsche Bergwerker bewundert das Indianermuseum in Kialme‹ Lietuvos Rytas 140/1999. • ›Wo Karl May seine unsterblichen Helden erfand‹ Märk. Oderztg. 8.5.99. • ›Auf den Spuren von Karl May‹. Zuschrift von Lothar Schmid (KMV) in Gong (Nürnberg) 26/99. • ›Oh herrlicher sächsischer Lügenbold‹ Lulkullus 30/30.7.99. • ›Schützenshow und Indianerschmuck – Western-Garten am Ufer der Elbe‹ Sächs. Ztg. (Dresden) 20.8.99. • ›Ein Wochenende mit Karl May & Figaro in Dresden‹ Welt am Sonntag 1.8.99.

MUSEUM RADEBEUL: tz (München) 17.8.99; Sächs. Ztg. 25.6.99.

BÜHNEN. Bad Segeberg: ›Winnetous Berg: In vier Minuten weggeschmolzen‹, Bild 30.6.99; Morgenpost 1.7.99; ›Halbblut nicht mal halbgut‹: berechtigte Kritik (8 S.) über die sehr dürftige Darbietung des Jahres 1999 in Karl May & Co 77/99; Segeberger Ztg. 21.6./30.6./2.7./15.7./17.7.99; Lübecker Nachr. 17.7.99; Saarbrücker Ztg. 11.6./1.7./2.7./17.7./14.8.99; Abendztg. (München) 30.6./6.7.99; tz (München) 11.6./1.7.99; Süddeutsche Ztg. (München) 1.7./2.7.99; Nürnberger Nachr. 1.7./2.7.99; DB mobil Juli 99 S. 36f.; Bayerntext 29.8.99; Nordtext 29.7./31.7./3.8.99; Frankfurter Allgem. Ztg. 1.7./14.8./19.8.99; Kieler Nachr. 17.7.99; Sächs. Ztg. 1.7.99; Trierischer Volksfreund 1.7.99; Segeberger Nachr. 19.5./1.7.99. • **Elspe:** Karl May & Co 77/99 (mit interessantem Inhaltsvergleich Karl May Bd. 38 / Bad Segeberg / Elspe; Zitat J. Bludau, Festspielchef in Elspe: „Ich würde lieber heute als morgen auf den Namen Karl May verzichten“ und Pierre Brice: „Ich betrachte mich als den einzigen wirklichen Erben von Karl May. Ich allein halte seine Ideen aufrecht“); Saarbrücker Ztg. 14.6./11.8.99; Westfalenpost 19.5.99; Neue Ruhr-Ztg. 29.5.99; Rheinische Post 7.7.99. • **Winzendorf:** Kronen-Ztg. 26.6./30.6.99 (dieses Jahr auch eine Filmversion von Siegfried Hold, KM-Film-erfahren!) /31.7./3.8.99. • **Gföhl:** Kronen-Ztg. 8.8.99; Bezirksztg. 16.6.99. • **Weitensfeld:** Kärntner Woche (Klagenfurt) 25/99. • **Greifensteine:** Freie Presse 13.8.99. • **Bischofswerda, Mörschied, Katzweiler:** Karl May & Co 77/99.

FERNSEHEN. ›Nicht Einzelwesen – Drama ist der Mensch‹, knapp sechzigminütiger filmischer Essay von Claus-Peter Eberwein: **Südwest** 21.6.99. Neue Zürcher Ztg. 24.6.99. • Zehnminütiger Beitrag zu F. Kanns Buch ›Der Fall Karl May‹, **MDR** 22.4.99. • **ARD:** ›Tatort: Auf dem Kriegspfad‹, 1.8.99. Aufnahmen im KM-Museum Radebeul, auf der Felsenbühne Rathen und im Elbsandsteingebirge. Karl May & Co 77/99 (Interview mit Rolf Römer); Frankfurter Allgem. Ztg. 2.8.99; Abendztg. (München) 31.7./3.8.99; Nürnberger Nachr. 31.7. 99; Süddeutsche Ztg. (München) 31.7.99; Gong (Nürnberg) 33/99, S. 118; Dresdner Neueste Nachr. 2.8.99; ›Tiere vor der Kamera. Bei den Schakalen in Griechenland‹ von E. Arendt und H. Schweiger 23.9.99, außergewöhnlicher Tierfilm mit Hinweisen auf Mays Balkan-Romane. • Aufnahmen vom Stück ›Halbblut‹ in Bad Segeberg in **N** 3, 18.7.99. • Kinofilme im TV: ›Die Sklavenkarawane‹ **ORF 2** 24.7./26.7.99; ›Der Löwe von Babylon‹ **ORF 2** 31.7./1.8.99; ›Unter Geiern‹ **ORF 1** 8.8.99; ›Der Schatz im Silbersee‹ **SAT 1** 15.8.99. Die Austrahlungen der drei ›Winnetou‹-Filme (s. NEUES 121) fanden 3,1 Mill. (14 %)/2,5 Mill. (10,7 %)/2,3 Mill. (10 %) Zuschauer (Hör-zu-TV-Barometer in Nr. 29/30/31–1999. ›Winnetou III‹ soll mit verringerter Bildfrequenz ausgestrahlt worden sein, um mehr Werbeminuten unterzubringen (Hör zu 31/99)).

FILM. Sophie Hardy (Ann in ›Winnetou III‹) machte ihren Doktor in amerikanischer Literatur. Interview in Abendztg. (München) 16.7.99. • Georg Marischka, Regisseur und Drehbuchautor von KM-Filmen, ist am 9.8.99 im Alter von 77 Jahren in München verstorben. Gong (Nürnberg) 34/99; Abendztg. (München) 11.8.99; Der Neue Tag (Weiden) 11.8.99. • Manfred Korytowski, Produktionsleiter, starb 62jährig am 24.8.99 in München. Abendztg. (München) 26.8.99. • Georg Thomalla spielte in zwei Filmen die Rolle des Hadschi Halef Omar. Am 25.8.99 starb er, 84jährig, in Feldafing (bei Starnberg). Mannheimer Morgen 28.8.99; Abendztg. (München) 26.8.99; tz (München) 26.8.99; Saarbrücker Ztg. 26.8.99; Neue Post 36/99; Bild 26.8.99; Rheinzeitung (Koblenz) 26.8.99.

ERWÄHNUNGEN. Chr. Heermann in ›2 Faden tief – Mark Twain und der Mississippi‹, Deutsche Briefmarken-Ztg. 14/99; ders.: Leipziger Volksztg./Dresdner Neueste Nachr. (u. a.) 6.8.99 S. 4; 20.9.99; Autobiographie von Marcel Reich-Ranicki (Vorabdruck in Frankfurter Allgem. Ztg.) 16.8.99; Abendztg. (München) 12.7./14.8./10.9./11.9.99; Süddeutsche Ztg. (München) Magazin 31/6.8.99. S. 37; TV (Woche v. 31.7. bis 6.8.99); Gong (Nürnberg) 28/99; Sächs. Ztg. 29.6.99; Lok-Report 8/99 S. 11; Funk-Uhr 33/ 99 S. 12; Der Spiegel 35/99 S. 171, 172; Die Welt 18.9.99; Westdeutsche Allgem. Ztg. 26.5.99; Kronen-Ztg. (Wien) 15.8./28.8./14.9.99; Günter Ohnemus, ›Siebenundsechzig Ansichten einer Frau‹, Fischer-TB 13997 (1999), S. 111, 113.

Unterlagen (bitte Quellen angeben, Zeitungsnamen nicht abkürzen!) und einseitig beschriebene Meldungen zu dieser Rubrik senden Sie (auch kommentarlos) bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München

UNSER SPENDENDANK**vom 1. Juli bis 30. September 1999**

Sehr verehrte Mitglieder!

Staunend stehen vor allem jene Mitglieder des Vorstands, die in Hohenstein-Ernstthal neu gewählt wurden und nun zum ersten Mal den Quartalsbericht unseres Kassiers und Schatzmeisters erhalten, vor Ihrer Spendenfreudigkeit, ist es doch, als hätten Sie es sich in den Kopf gesetzt, kein Quartal ohne einen neuen Spendenrekord abzuschließen. Auch die Monate Juli, August und September 1999 haben einen Spendenertrag erbracht, der mit über 11.500 DM alle vorausgegangenen dritten Quartale in der Geschichte der Karl-May-Gesellschaft übertrifft (1990: 5.408,87 DM). Zugegebenermaßen sehen die neuen Vorstandsmitglieder solche unglaublichen Ergebnisse und Zeugnisse Ihrer Unterstützungsbereitschaft auch mit einigem Zagen, drückt sich in ihnen doch vor allem Ihre Zustimmung zur Aktivität des ›alten‹ Vorstandes aus, der zuletzt mit der Vorlage des Jahrbuchs 1999 und dem Dokumentenband ›Karl May als Seminarist und Lehrer‹ zum Kongreß in Hohenstein-Ernstthal – dem bestbesuchten Kongreß in der Geschichte der Karl-May-Gesellschaft – noch einmal seine Leistungen unter Beweis gestellt hat. Gleichwohl: wir danken Ihnen alle zusammen für Ihre Solidarität und Unterstützungsbereitschaft und hoffen, daß wir auch in der teilweise neuen Besetzung in Zukunft Ihren Erwartungen gerecht zu werden vermögen.

Mit allen guten Wünschen für ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr grüßt Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr Vorstand:

Reinhold Wolff, Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,
Hans Grunert, Joachim Biermann, Ulrike Müller-Haarmann, Uwe Richter

15 kleine Spenden bis DM 19,99	89,72	L. Claudius, Hamburg	100,-
B. Arlinghaus, Dortmund	26,-	R. Cromm, Kürten	45,-
S. Augustin, München	50,-	H. Dingfelder, Hamburg	145,-
M. Bauer, Puchheim	22,50	I. Ebert, Berlin	30,-
J. Becher, Erlensee	20,-	H.-G. Friedsam, Hürth	45,-
R. Bloch, Biel (CH)	30,-	W. Fröhlich, Hamburg	24,90
H. Bloemendal, Nordhorn	20,-	W. Grunsky, Bielefeld	200,-
D. Blumenthal, Lenzen	50,-	I. Harden, Oldenburg	54,25
S. Böhm, Norderstedt	26,-	A. Helm, Rüsselsheim	26,-
A. Bossert-Roigk, Biberach	20,-	H. Hintz, Düsseldorf	30,-
E. Botschen, Detmold	100,-	K. Hippen, Varel	50,-

H. Holzer, Wiener Neudorf (A)	20,-	M. Platzer, Buchholz	27,-
W. Ilmer, Bonn	74,50	H. Preidel, Zwickau	20,-
J. Kilisch, Innsbruck (A)	250,-	B. Ruhna, Reichelsheim	50,-
C. J. A. Klein, Gelsenkirchen	22,22	R. Scheibner, Gersdorf	50,-
H. H. Kluck, Winsen	29,80	W. Schmidt, Bad Laasphe	20,-
B. Kober, Mülheim	50,-	A. Schmiede, Bad Neuenahr-	
F. Kotrba, Gumpoldskirchen (A)	47,51	Ahrweiler	50,-
K. Kotz, Groß-Gerau	35,-	H. Schmiedt, Köln	22,85
R. Künzl, Nittendorf	41,90	D. Schober, München	39,87
O. Kuhn, Stuttgart	50,-	K.-E. Spreng, Hemer	22,85
T. Lenckner, Tübingen	50,-	H. Stelzer, Mannheim	50,-
F. Liebers, Suhldorf	50,-	R. Stolte-Batta, Hamburg	50,-
K. Lippmann, Leipzig	20,-	W. Temmel, Gelsenkirchen	50,-
F. J. Maessen, Essen	50,-	H. Theis-Weiler, Vianden (L)	50,-
G. Marquardt, Berlin	75,-	W. Tiefenbrunner, Innsbruck (A)	45,-
L. Mateo de la Encarnacion,		J.-E. Ulrich, Kassel	70,-
Valencia (E)	100,-	K. Vollrodt, Hannover	30,45
H. Meier, Hemmingen	22,85	A. Walter, Neuss	50,-
H. N. Meister, Arnsberg	72,85	E. Weigel, Eisenach	26,25
H. Mischnick, Kronberg	200,-	F. Werder, Bremerhaven	20,-
P. Möbius, Berlin	25,-	H. Wieser, München	35,-
H. Müggenburg, Mönchengladbach	71,15	S. Winkler, Mannheim	50,-
G. Mühlbrant, Plauen	25,81	Briefmarkenspende	9,30
E. Münch, Nassau	70,-	NN Inland	5661,93
A. Mundt, Crailsheim	50,-	NN Ausland	2250,-
F. Munzel, Dortmund	30,-		
J. Natzmer, Eberswalde-Finow	35,-		DM 11.548,46
G. Nowatzki, München	25,-	I.-III. Quartal insgesamt	DM 56.177,37

Autor gesucht

In den Unterlagen der Redaktion hat sich ein Manuskript von **Jürgen Kroll** gefunden, das offenbar vor längerer Zeit eingereicht wurde. Er trägt den Titel ›Kampf ums Dasein oder Frieden auf Erden?‹. Wir würden diesen Text gern veröffentlichen, haben aber leider keine Angaben zum Autor mehr, der im übrigen kein Mitglied unserer Gesellschaft ist. Wer kann uns helfen und uns die Adresse von Herrn Kroll nennen? (**hoh**)

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane bzw. Reiseerzählungen (hier: Band XXI)
HKA II.20	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth (hier: Abteilung II, Band 20)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch
LuS	Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft



Neue Sonderhefte

Nr. 118	Klaus Ludwig: Biographisches in Karl Mays Lieferungsroman „Der Weg zum Glück“	10,00 DM
Nr. 119	Zum Gedenken an Pfarrer Ernst Seybold. Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß	7,50 DM
Nr. 120	Joachim Biermann: Stichwortverzeichnis zu den „Mitteilungen der KMG“ Nr. 111–120	7,00 DM
Nr. 121	Wilhelm Brauneder: Die ›Leben-Werk-Assoziationen‹. Eine Kritik insbesondere anhand von Ralf Harders Buch ›Karl May und seine Münchmeyer-Romane‹	in Vorb.

Materialien zum Werk Karl Mays

Bd. 1	Oliver Gross: Old Shatterhands Glaube. Christentumsverständnis und Frömmigkeit Karl Mays in ausgewählten Reiseerzählungen	24,00 DM
-------	---	----------

Juristische Schriftenreihe

Bd. 3	Jürgen Seul: Rudolf Lebius ./.. Karl May: Die Lu-Frisch-Affäre	24,00 DM
-------	--	----------

Reprint

Klaus Ludwig/Bernhard Kosciuszko (Hg.): Der Seminarist und Lehrer Karl May. Eine Dokumentation der Aktenbestände	95,00 DM
--	----------

Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:

Karl-May-Gesellschaft e.V.

Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul

Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul

Bankverbindungen:

Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg (BLZ 752 200 70),
Konto Nr. 1995 480

Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20), Konto Nr. 11 16 94-207

Verantwortliche Redakteure:

Dr. Gudrun Keindorf, Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden (gk)

Joachim Biermann, Storchenweg 10, 49808 Lingen (jb)

Mitarbeiter der Redaktion:

Hansotto Hatzig (hoh), Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk)

Druck und Versand:

Husum-Druck, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.

Wir bitten darum, Beiträge möglichst auf Diskette einzusenden. Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 1. Oktober 1999

Die »Mitteilungen der KMG« erscheinen nach ihrer Veröffentlichung auch im Internet (<http://karlmay.uni-bielefeld.de>). VerfasserInnen, die das nicht wünschen, werden gebeten, dies der Redaktion vor der Veröffentlichung ohne Angabe von Gründen mitzuteilen.